

### XIII.

#### Die Sulka.

Ein Beitrag zur Ethnographie von Neu-Pommern.

Von

P. Rascher, M. S. C.

##### 1. Gebiet und Einteilung der Sulka.

Das Gebiet der Sulka erstreckte sich früher vom Monde-Flusse (nordöstlich vom Zungenspitzenkap) bis zum Neit-Flusse (am Kap Oxford). In letzter Zeit jedoch wurde der Sulkastamm immer mehr von den Eingeborenen im Innern der Gazelle, den Gaktei<sup>1)</sup>, bis zum Mu-Flusse zurückgedrängt. Bis wie weit die Sulka in den Bergen wohnen, kann bis jetzt noch nicht mit Sicherheit angegeben werden. Hinter

<sup>1)</sup> Anmerk.: Die folgenden Aufzeichnungen stammen aus der Feder des Br. Müller, der, wie ich bereits früher die Gelegenheit hatte zu bemerken, sich schon seit zwei Jahren mit dem Studium der Sprache und der Sitten der Sulka sowie deren Nachbarstämme beschäftigt. Seine rasche Auffassung und besonders seine staunenswerte Begabung zum Erlernen fremder Sprachen, haben ihn bereits dazu befähigt, die etwa 20 Knaben von der Südküste, die sich zurzeit in der Missionschule zu Vanapope bei Herbertshöhe befinden, in ihrer Sprache zu unterrichten. Sein freundliches Wesen und der beständige Verkehr mit den Kindern haben ihm schnell das Zutrauen aller gewonnen, so daß sie ihn mit Freuden mit den Sitten und Gebräuchen ihres Stammes bekannt machen. Verschiedene Beobachtungen des Br. Müller sind bereits von mir angeführt worden; ich wollte trotzdem an seiner Arbeit, die er mir zur Durchsicht übergab, keine Kürzung vornehmen, zumal viele meiner früheren Angaben von ihm ergänzt oder auch korrigiert werden. Möchte das mit Fleiß und großer Gewissenhaftigkeit zusammengetragene Material über den Sulkastamm die Völkerkunde fördern und in etwas der Wissenschaft dienen.

Br. Müller hält die Schreibweise „Gaktei“ für die richtigere.  
P. M. Rascher.  
M. S. C.

den Sulka auf den Bergen leben die Tunnuip. Sie sind Freunde der Sulka. Es gibt Dörfer, in denen Sulka und Tunnuip zusammenwohnen. Sie treiben Handel unter sich und gehen Ehen miteinander ein. Im Südwesten von den Sulka wohnen die Mengen. Sie sind gute Freunde der Sulka und siedeln sich auch nicht selten mit letzteren zusammen an. Sulka und Tunnuip heiraten untereinander, sprechen aber nicht dieselbe Sprache. Das Gebiet der Sulka ist ein von tiefen Schluchten und Tälern durchzogenes Gebirgsland und reich an Flüssen und Bächen. Die Namen der bedeutenderen Gewässer in den zurzeit noch bewohnten Gegenden der Sulka sind: Neit, Laji, Makony, Palgogong, Kinau, Matlep, Matpa, Käl und Mu. In dem von den Sulka verlassenen Gebiet werden folgende genannt: Gortin, Kottie, Gura, Jilant, Siplong, Jarat, Vatok, Puplon, Oja, Lemkong, Ip, Janvar, Valugo, Kil, Mensal, Malkong (der Brown-Insel gegenüber), Märlu (Powel-Fluß), Vulvut (Henry-Reid-Fluß) und Monde.

Die Brown-Insel, das einzige Eiland im Gebiete der Sulka, wird, obschon seit langen Jahren unbewohnt, doch noch immer gern von den Eingeborenen besucht. Es gibt dort viele Fische und Schildkröten, und was das wichtigste ist, sie sind dort sicher vor ihren Todfeinden, den gefürchteten Gaktei. Letztere haben keine Kähne und können auch nicht schwimmen.

Die Sulka zerfallen in zwei Stämme. Die Angehörigen desselben Stammes dürfen keine Ehen unter sich eingehen. Die Kinder gehören zum Stamm der Mutter. Geschlechtlicher Umgang mit einer Frau desselben Stammes gilt als Blutschande und wird gewöhnlich mit dem Tode beider bestraft.

Jeder Stamm zerfällt wieder in verschiedene Familien (*kha*, Ast oder *ngausil*, Schlingpflanze, Bindfaden). Von jedem Stamme wurden mir neun solche „Äste“ namhaft gemacht. Der erste Stamm enthält die 1. O Nyaurul; 2. O Letun; 3. O Eilin; 4. O Mamran; 5. O Masra; 6. O Keir; 7. O Luogan; 8. O Pamlikol; 9. O Kambuin.

Der zweite Stamm enthält: 1. O Sos; 2. O Kemun; 3. O Kegen; 4. O Ngelmon; 5. O Sir; 6. O Pokan; 7. O Eigim; 8. O Mierlant; 9. O Mugulpun.

Bei den Sulka gibt es sowohl Männer als Frauen, die sich des Schweinefleisches enthalten. Man nennt sie *o lappiel* zum Unterschiede von *o ngemsilang*, d. i. denen, die Schweinefleisch essen. Sich vom Schweinefleisch enthalten nennt man *lappiel* (v. intr.). Es ist Sache der Mutter, zu bestimmen, ob das Kind zu dieser oder jener Kategorie gehören soll. Die *lappiel* bilden keine besondere Gesellschaft. Wenn bei Festen die Gäste mit Schweinefleisch beschenkt werden, erhalten die *lappiel* Fische oder Fleisch von anderen Tieren. Die untreu gewordenen *lappiel* haben keine Strafe zu befürchten. Man heißt sie *a lappiel peaik*.

## 2. Eheschließung.

Bei den Sulka wählt das Mädchen ihren zukünftigen Mann selbst. Sie „legt ihr Herz auf den Mann ihrer Wahl“, wie man wörtlich sagt *e'el ka ngaung mang*. Ihr Vater oder irgend ein anderer naher Verwandter, dem sie ihr Herz ausgeschüttet, sagt zu ihr: „Warte, wir werden ihn einladen, um für dich zu arbeiten.“ Darauf begibt sich der Vermittler zu dem betreffenden jungen Manne und macht ihm den Heiratsantrag. Willigt er ein, so führt man ihn zum Gehöfte der Braut, wo sie ihm bei seinem Eintritt einen für den Erwählten bereitgehaltenen gebratenen Taro nebst Hals schmuck überreicht. Die Annahme dieses Geschenkes

gilt als Einwilligung und ist somit als landesübliche Verlobung anzusehen. Die Geschenke an Halsschmuck, die der junge Mann von seiner Braut erhalten hat, übergibt er seinen Eltern. Hierauf überreichen diese ihrem Sohne Geschenke für dessen Braut, welche diese ihrerseits ihren Eltern gibt.

Der junge Mann bleibt nun in dem Gehöfte der Eltern seiner Braut und hilft seinem Schwiegervater bei der Arbeit. Während dieser Zeit wird auch eine Pflanzung für das Brautpaar angelegt. Nach Beendigung derselben wird der Tag bestimmt, an welchem der Vater der Braut seine Tochter ihrem zukünftigen Manne zuführt. Dieser Tag ist natürlich ein Festtag für alle benachbarten Dörfer. Der Vater nimmt seine Tochter bei der Hand, geleitet sie zu ihrem Bräutigam und übergibt sie ihm. Der Bräutigam nimmt die Braut bei der Hand und schlägt mit ihr den Weg zum Gehöfte seiner Eltern ein. Verwandte, Freunde und Gäste folgen nach. Im Gehöfte angekommen, übergibt der junge Mann seine Braut seiner Mutter. Er schlachtet ein Schwein und verschenkt es mit anderen einheimischen Gerichten an die versammelten Zuschauer. Der Festschmaus endigt die öffentliche Verlobungsfeier.

Für die junge Frau, die von nun an bis zum Hochzeitstage *a mogäng* heißt, beginnt jetzt ein oft mehrere Monate dauerndes Einsiedlerleben. In dem hinteren Teile der Hütte ihrer Schwiegereltern wird ihr eine abgeschlossene Zelle errichtet, worin sie sich mit einem anderen jungen Mädchen, der Schwester oder der Nichte ihres Bräutigams, welche in dieser Zeit *a savlaure* genannt wird, aufhalten muß. Zwischen Steinen gebratene Taros, Fleisch, Fische und gewisse Früchte darf sie während dieser Zeit der Abgeschlossenheit nicht genießen. Auch ist ihr untersagt, Wasser zu trinken. Den Durst löscht sie mit Zuckerrohr. Ihre Nahrung, auf dem Feuer gebratene Taros und andere Früchte werden ihr von der *savlaure* zubereitet. Der *mogäng* selbst ist es verboten, etwas anzurühren, um Feuer zu machen oder zu kochen. Das Tarofleisch (die Schale darf sie nicht essen) wird von der *savlaure* in kleine Stückchen gebrochen und dann von der *mogäng* mit einer

Kokosblattrippe zum Munde geführt. Auch eine Art roter Erde, die genießbar sein soll, und auch sonst gegessen wird, darf sie zu sich nehmen. Die *mogäng* ist angewiesen, so viel wie möglich jedes Zusammentreffen mit Männern zu meiden. Muß sie ausgehen, so trägt sie einen langen Mantel aus Bananenblättern, der ihr vom Scheitel bis zu den Füßen reicht, oder sie hüllt sich in eine lange Matte. Beim Gehen muß sie pfeifen, damit die Männer auf sie aufmerksam gemacht ihr gleichzeitig aus dem Wege gehen können. Während der Absonderungszeit werden der Braut von Weibern Verzierung auf die Brust, Bauch und Rücken, teils mit Obsidian, *a patgie*, eingeritzt, teils mit dünnen Kokosblattrippen, *a parar*, eingebrannt, wofür der Bräutigam die Künstlerinnen mit Schweinefleisch für ihre Mühe entschädigen muß<sup>1)</sup>.

Der Bräutigam baut in dieser Zeit sein Haus.

Ist die Epoche der Absonderung ihrem Ende nahe gerückt, so wird der Hochzeitstag „angesagt“. Schweine werden geschlachtet, Taros, Yams, Bananen und andere Früchte herbeigeschafft. Die Weiber begeben sich am Vorabend in die Zelle der *mogäng* und verbringen die Nacht singend und schäckernd bei der Braut. Am darauf folgenden Morgen führen sie die Braut ins Wasser zum Bade. Dann werden *vankie*-Früchte gekaut und die Braut damit bespuckt und eingerieben. Man legt ihr einen neuen Gürtel an, schmückt sie mit Drachenzweigen und Krotonzweigen und hängt ihr den von ihrem Bräutigam zu diesem Zwecke geschenkten Halsschmuck und die Armbänder um. Die nicht beschäftigten Frauen begleiten diese Toilettenarbeit mit Gesang. Ist die Braut endlich nach Landesgeschmack geschmückt, so wird sie ins Gehöft geführt, wo man schon lange ihrer Ankunft entgegenharrt. Nun beginnen die Weiber zu tanzen. Sind die Geschenke an die Tänzerinnen ausgeteilt, so sind die Hochzeitsfeierlichkeiten abgeschlossen. Die junge Frau bezieht nun das neue Haus, welches der junge Mann erbaut hat.

Geschlechtsverkehr. Durch geschlecht-

<sup>1)</sup> Vergl. hierzu die *paraparan*-Gebrauche beim Oststamme der Gazelle.

lichen Verkehr sollen sowohl der Mann als auch das Weib, sie seien nun verheiratet oder nicht, verunreinigt werden. Die Verunreinigung wird *a sile* oder *a sle* genannt. Worin sie eigentlich besteht, wissen die Leute nicht anzugeben.

Die Verheirateten können sich von dieser Verunreinigung jeder selbst reinigen. Die Art und Weise wird den Erwachsenen bei ihrer Verheiratung gelehrt und zwar unterweisen Männer die jüngeren Leute und Weiber die Mädchen. Die mit *sle* behafteten Unverheirateten (man soll ihnen an den Augen absehen können, daß sie verunreinigt sind) werden von allen gemieden; die Kinder werden von ihren Eltern auf dieselben aufmerksam gemacht, damit sie die Betreffenden meiden. Man nimmt nichts von ihnen an, besonders sieht man darauf, daß mit *sle* Behaftete nicht in Berührung mit den Tanzinstrumenten, *o kol*, kommen. Man ist der Meinung, sie würden durch die bloße Gegenwart die Malerei an den Gegenständen verunreinigen. Ein mit *sle* Behafteter soll an der Verunreinigung sterben, wenn nicht eine bestimmte Reinigungszeremonie an ihm vorgenommen wird; deswegen sollen diejenigen, die sich vergangen haben, ihre Tat sofort bekennen und jemanden bitten, sie zu reinigen.

Diese Reinigungszeremonie geschieht bei Männern öffentlich und zwar auf folgende Weise. Es wird eine Portion Kokosnußkern geschabt und mit Meerwasser und Ingwer (wahrscheinlich unter Zauberworten) gemischt. Diese Mischung muß der Verunreinigte trinken, dann wird er ins Meer gestürzt. Die Blätter, worin der Trunk enthalten war, nimmt er mit in die See und legt sie unter einem Steine am Boden nieder. Hierauf badet er, entfernt die Bekleidung, welche er während seines Vergehens getragen hat, und wirft sie weg. Die Männer, welche dieser Zeremonie vom Strande aus beiwohnen, singen währenddessen ein Lied. Dann kommt der Gereinigte wieder aus dem Meere und schlägt sich ein neues Hüfttuch um. Die Reinigungszeremonie heißt *parur o sle mang*. Auch diejenigen, die zwei im geschlechtlichen Verkehr angetroffen haben, *rum o sle*, werden dadurch verunreinigt und bedürfen einer Reinigung, die aber viel einfacher als die soeben beschriebene vor sich geht.

### 3. Geburt und Kindheit.

Gebiert eine Frau ein Kind, so sollen infolgedessen die Männer feige gemacht, den Waffen ihre Kraft, den zum Auspflanzen bestimmten Ablegern ihre Keimfähigkeit genommen werden.

Um nun diese geheimnisvolle Beeinflussung bei den Männern und Pflanzen unschädlich zu machen, wird folgende Zeremonie vorgenommen. Sobald bekannt wird, daß eine Frau ein Kind geboren hat, versammelt sich die männliche Bevölkerung des Gehöftes im Männerhause, *a ngaula*. Es werden *giringhean*-Äste (eine Baumart), welche stark riechen, herbeigeholt, die Zweige abgebrochen, die Blätter abgestreift und aufs Feuer gelegt. Alle Anwesenden ergreifen dann Zweige mit jungen Keimen. Einer spricht eine Zauberformel über den Ingwer, den er in seiner Hand hält, und teilt ihn an die Umstehenden aus. Diese kauen ihn und spucken ihn auf die Zweige. Letztere werden sodann auf die Schilde und übrigen Waffen im Hause, auf die Pflanzenableger, auf die Dächer der Häuser und über die Eingänge derselben gesteckt.

Die Neugeborenen erhalten ihren Namen von der Mutter, die dieselben gewöhnlich mit dem Namen einer Person aus ihrer Verwandtschaft benennt.

Damit ein Kind schnell gehen lerne, werden seine Beine mit Grashalmen geklopft, wobei man sagt: „*a uhar volvol, a uhar volvol, in volvol in kam sisir k'ol!*“ „Leichter Fuß, leichter Fuß, sei leicht, damit du stehst und gehst!“

Damit das Kind schnell sprechen lerne, klopft man auf den Mund desselben und spricht: „*Gu rere! gu rere!*“ „Mund sprich, Mund sprich!“ *Ja muijang i tit kar i nau! Ja muijang i lenar!*“ Beschimpfe deinen Vater und deine Mutter! Beschimpfe deine Bekannten!“

Um ein Kind zu entwöhnen, wird es in ein anderes Gehöft gebracht, wo es seine Mutter nicht mehr sehen kann. Als Ersatz für die Muttermilch kaut man Zuckerrohr, spuckt das Wasser in die Hand und gibt es dem Kinde zu trinken.

Damit die Knaben sich kräftig entwickeln und groß werden, müssen sie von einem Maskierten „*a mongan*“ durchgeprügelt werden (siehe weiter unten „*mongan*“).

### 4. Mannbarkeit.

Die Erstgeborenen, sowohl Knaben als Mädchen, werden in den meisten Familien vor den anderen Kindern bevorzugt. Nur in den Familien, die die erforderlichen Mittel zur Veranstaltung der Festlichkeiten nicht haben, unterbleibt die Ehrung dieser Kinder. Sind die Erstgeborenen etwas größer geworden, so wird ihnen zu Ehren ein Fest gegeben, wodurch die Knaben *o teivol* (Einzahl *a teip*), die Mädchen *o kuhwingol* (Einzahl *a kuhwing*) werden. Die Festlichkeit selbst wird für die Knaben *teiver*, für Mädchen *kuhwiinger* genannt. Bei diesen von den Eltern veranstalteten Festen, zu denen auch die übrige Verwandtschaft beisteuert, nimmt das Kind auf einem Sitze Platz. Hals, Arme, Nacken und Lenden sind reichlich geschmückt. Die Kopfhare werden vorher kranzförmig weggeschoren. Auf dem Scheitel bleibt ein Schopf stehen. Knaben sind nackt; Mädchen tragen wie gewöhnlich einen Schamgürtel. Von nah und fern kommen Gäste herbei, um die Gefeierten zu bewundern. Zuerst findet, falls das Kind ein Knabe ist, die Anlegung des Kleides statt. Ein naher Verwandter tritt zu dem Knaben hin, reibt die Lenden des Kindes mit einem neuen Kleide ein, wobei er leise Worte vor sich hin spricht und bekleidet es dann damit. Der Knabe darf von nun an nicht mehr unbekleidet gehen. Hierauf folgt ein Tanz. Auch die verschiedenen Maskenarten, von denen später die Rede sein wird, kommen und tanzen vor den Kindern. Auch dieses Fest endet mit einer Verteilung von Geschenken. An diesem Tage wird der *teip* auch in die Geheimnisse der Masken eingeweiht, wobei ihm eingeschärft wird, doch ja den Weibern nichts davon zu verraten. Er wird zu diesem Zwecke in das Haus der Masken geführt und in allem unterrichtet. Dann wird vor seinen Augen ein Mann, der sich freiwillig dazu anbietet, durchgeprügelt und ihm selbst dieselbe Strafe in Aussicht gestellt, falls er je etwas den Weibern verraten würde. Der Geprügelte erhält als Schmerzensgeld ein Lendentuch.

Die *teivol* und *kuhwingol* werden mehr geehrt als die übrigen Leute.

Wenn die Knaben ein gewisses Alter, etwa

10 bis 15 Jahre, erreicht haben, so werden sie beschnitten. Gelegentlich dieser Zeremonie kommen die Leute von allen benachbarten Ortschaften zusammen. Die Operation findet im Männerhause mittels eines Stückes Obsidian statt. Die Vorhaut wird vergraben oder verbrannt.

Gleich nach der Beschneidung wird dem Knaben die Nasenwand durchstoßen. Die Beschnittenen müssen so lange im Hause bleiben, bis ihre Wunden vernarbt sind. Im Essen und Trinken müssen sie sich gerade so verhalten wie die *mogäng*. Gehen sie aus, so tragen sie einen Mantel wie die *mogäng*, ferner bläst man die *kol*-Instrumente, um die Weiber zu ermahnen sich zu entfernen. Sind die Wunden etwas vernarbt, so werden die Beschnittenen mehrere Tage hintereinander an einen abgelegenen Platz am Meeresufer geführt. Hier schabt man einen Kokoskern auf ein Taroblatt und begießt das Ganze mit Meerwasser. Hierauf taucht man Drazänenblätter mit einem anderen Kraut (*porhhe*) ein. Ein anderer flüstert Zauberworte über Ingwerknollen, kaut sie und vermischt den Brei mit dem geschabten Kokoskern. Nun werden die Knaben ergriffen und in die Höhe gehoben, wobei derjenige, welcher einen Knaben emporhebt, die Scheitelhaare desselben mit den Zähnen festhält, und ihn dann ins Meer wirft, damit er bade. Wenn sie das Meer wieder verlassen, reicht man ihnen den geschabten Kokoskern zu essen, dann schmieren sie sich mittels Drazänen mit der Mischung ein und legen die Drazänen auf junge *holant*-Bäumchen in der festen Überzeugung, daß sie nun so kräftig wie diese Bäumchen wachsen.

Die Leute, welche den *vorongtuk* (so werden die Knaben zur Zeit der Beschneidung genannt) bis zu ihrer vollständigen Genesung Gesellschaft leisten, heißen wie das Mädchen, welches die *mogäng* bedient, *o savlaure*. Sind die Wunden der Beschnittenen vernarbt, so findet ein Fest statt. Am Morgen des Festtages werden die *vorongtuk* gebadet, eingeschmiert und geschmückt wie die *mogäng* an ihrem Hochzeitstage. Dann werden sie ins Gehöfte geführt, wo Männer und Frauen bereit stehen, Tänze aufzuführen. Auch die Masken erscheinen auf dem Plan. Die *vorongtuk* wohnen von einem für sie errichteten

Gerüste oder vom Hausdach herab dem Tanze bei. In einigen Ortschaften werden sie von den Tänzern auf den Schultern getragen und es wird mit ihnen herumgetanzt. Nach Verlauf dieses Festes können sie sich wieder öffentlich zeigen, doch müssen sie Personen des anderen Geschlechtes noch immer aus dem Wege gehen und sich überhaupt in der ersten Zeit vor jedem Umgang mit ihnen hüten. Die Sulka sind der Meinung, die Beschneidung sei zur Erzeugung notwendig und die Knaben würden davon groß und stark. Wer sich der feierlichen, öffentlichen Beschneidungszeremonie entzogen hat, unterzieht sich heimlich der Operation.

Den Sulkajünglingen werden unter vielen Zeremonien und mit großen Festlichkeiten die Zähne schwarz gefärbt. Die Masse, womit dies stattfindet, *a kät*, wird von *Tunnip* eingehandelt. Sie wird mit geschabter *girpil*-Rinde gemischt. Die Mischung heißt dann *a mu*. Das Färben der Zähne wird *onker* (v. trans.) genannt. Denjenigen, dem die Zähne geschwärzt werden, und auch den, dessen Zähne bereits früher geschwärzt wurden, heißt man *a gitamy* (pl. *a gitamgol*), die Zeremonie des Zähnefärbens wird meistens an mehreren Jünglingen zugleich vorgenommen. Die jungen Leute müssen sich ans Feuer legen; damit ihre Körper vor der Hitze geschützt bleiben, werden Holzstücke und Bananenstämme zwischen ihnen und dem Feuer festgerammt. Man nimmt von der Schwärze und legt es ihnen an die Zähne. Dann müssen sie die Zähne nahe ans Feuer halten. Damit die Hitze den Augen nicht schade, verdecken die Leute, die bei der Prozedur mithelfen, die Augen mit den Händen. Die Operation zieht natürlich wieder zahlreiche Besucher ins Gehöfte. Die Männer halten sich teils in den Häusern, teils draußen auf; die Weiber sitzen außerhalb und stimmen mit den Männern folgenden Gesang an: „*Kekät to ri amginaie e e e; kekät to ri vunginaie e e e. Pel mu ri vunginaie e e e, pel mu ri amginaie e e e. Vangei ka lo moge to e e e, ka lo moge e e e*“ usw.

Will die Schwärze an den Zähnen nicht halten, so ist das ein Beweis, daß die *gitamgol* „noch etwas Böses auf dem Herzen“ haben. Haben sie ihr Vergehen eingestanden, so nimmt einer der *savlaure* (so werden die Leute genannt,

die bei ihnen bleiben) ein Stück Holz und schießt damit nach dem Feuer, wobei er je nach der begangenen Tat bestimmte Worte spricht, worauf dann die Schwärze halten soll.

Ist die Masse an den Zähnen trocken, so ruft man: „*Oh, uh, eh!*“, worauf dann neue Schwärze an die Zähne gelegt wird.

Die Zuschauer und Gäste werden mit Schweinefleisch, Yams, Taros oder anderen Früchten bewirtet.

Die *gitamgol* erhalten gewisse Blätter eines Baumes zu essen, welche *kanug* genannt werden; ferner schabt man Taros und legt davon kleine Portionen in den Mund, damit sie dieselben verschlucken. Kauen dürfen sie während dieser Zeit nichts. Ist ein Knabe vom Kasoar oder von einer bestimmten Fischart (*a vira*), so soll er in der Zeit, wo ihm die Zähne gefärbt werden, Abführen bekommen. Ist er vom *Gwin*-Fisch, so bekommt er, wenn er den Mund ans Feuer halten muß, damit die Farbe an seinen Zähnen trocknet, einen eben solchen spitzen Mund wie dieser Fisch. Wenn die Knaben zu trinken verlangen, wird ihnen Wasser hinten in den Mund gegossen.

Damit die Schwärze an den Zähnen gut hält, werden den *gitamgol* Schnüre unter Zauberworten an die kleinen Finger und Zehen, sowie an die Haare gebunden. Zu demselben Zwecke werden Kokosfiederblätter geflochten und oben im Hause aufgesteckt. Diese nennt man „*o tavarvar*“, während man die Zauberei mit den Schnüren „*a kher kät*“ nennt. Wenn ein „*gitamy*“ ausgehen muß, so wird von einem, der ihn begleitet, mit dem „*a veren*“-Instrumente Geräusch gemacht, damit die *kataup* (fliegendes Eichhörnchen, vielleicht *Sciurus cinereus*) und Eidechsen sich zurückziehen. Sie dürfen den *gitamy* nicht sehen, da ihr Anblick die Schwärze an den Zähnen wieder verwischen würde.

Ist die Schwärze an den Zähnen endgültig trocken, so führt man die *gitamgol* ans Wasser. Dort werden dieselben mit *vaul*-Blättern unter Zauberworten abgewaschen, die *kher-kät*-Schnüre entfernt und an *gerap*-Pflanzen gebunden. Hierauf werden die Haare rund um den Kopf weggeschoren. Nur auf dem Scheitel bleibt ein Schopf stehen; dann werden die Jünglinge geölt, bemalt und mit einem neuen Schamtuch

beschenkt. Der Halsschmuck wird erneuert, an der Schulter hängt ein Körbchen. In die eine Hand gibt man ihnen ein Kalkgefäß, in die andere Pfefferblätter — hierauf begibt sich die ganze Schar ins Gehöfte zurück, wo an die Anwesenden Fleisch und Früchte ausgeteilt werden. Die *gitamgol* selbst müssen sich jedoch noch mit ihrer gewöhnlichen Kost begnügen. Man holt Ingwer in der Pflanzung und hängt ihn im Hause zum Trocknen auf. Nach einigen Tagen geht man mit den *gitamgol* ans Meer. Dort wird der im Hause getrocknete Ingwer mit Meerwasser angefeuchtet, ausgepreßt und dann den *gitamgol* dargereicht. Hierauf gibt man ihnen eine Portion gekratzten Kokoskernes, den sie aber nicht verschlucken dürfen. Nun stürzt man sie ins Meer, sie tauchen unter und schwimmen eine Strecke unter Wasser. Sind sie wieder aufgetaucht, so essen sie den Kokoskern, den sie im Munde behalten hatten, und verlassen dann das Bad. Sie essen dann noch einmal von dem geschabten Kokoskern und kehren zurück ins Gehöft. Diese Zeremonie hat keinen anderen Zweck, als den *kät*, der bei dem Schwärzen der Zähne etwa in den Leib gekommen ist, wieder zu entfernen, damit sie nicht krank davon werden. Nach dieser Reinigungszeremonie müssen sie noch einige Zeit allen Verkehr mit Frauen meiden und sich hüten, Wasser in der Hitze zu trinken. Kommen sie erhitzt und durstig an ein Wasser, so müssen sie zuerst die kleine Zehe oder den kleinen Finger ins Wasser halten und warten, bis sie abgekühlt sind. Die Eingeborenen sind der Meinung, daß sie während dieser Periode vom *kät* versucht werden, Schlechtes mit den Frauen zu treiben; würden sie der Versuchung unterliegen, so lache er sie aus, ginge von ihnen weg und ihre Zähne würden wieder weiß.

Nach den Reinigungszeremonien dürfen die *gitamgol* gewisse Speisen, welche bloß den *vukas* (den Leuten mit weißen Zähnen) erlaubt sind, nicht essen, unterscheiden sich aber im übrigen nicht von ihnen.

## 5. Bestattung.

Ist ein Sulka dem Tode nahe, so versammeln sich die Leute in dem Gehöfte des Sterbenden, um zu weinen und zuklagen. Stirbt der Kranke,

so wird er auf ein Bett gelegt und mit Schmucksachen angetan. Auch das Innere des Hauses wird verziert. Die Pflanzung des Verstorbenen wird verwüstet, vorher entfernt man jedoch alle reifen Früchte, um sie zu verteilen, junge Frucht-bäume werden abgehauen. Die Schweine des Verstorbenen werden geschlachtet und das Fleisch verteilt, seine Waffen werden zerbrochen. Bei Reichen kommt es auch vor, daß man beim Ableben derselben ihre Weiber tötet. Die zusammengeströmten Leute bleiben bei der Leiche, die gewöhnlich am darauffolgenden Morgen bestattet wird. Natürlich weint und heult alles. Im Hause gräbt man ein enges tiefes Loch, in welchem ein Stück Holz wagerecht befestigt wird, worauf der Tote in sitzender Stellung plaziert wird. Der Oberkörper ragt aus dem Grabe hervor. Derselbe wird mit einem turmähnlichen Geflecht umgeben, das ganz mit Bananenblättern ausgefüllt ist. Es wird besonders Obacht gegeben, daß der Leichnam nicht mit der Erde in Berührung komme. Rings um das Türmchen werden Steine gelegt und Feuer wird angezündet. Die Leute aus der Verwandtschaft kommen und schlafen die erste Zeit bei der Leiche, die Männer in der einen Hälfte des Hauses, die Weiber in der anderen.

Einige Zeit nachher findet die Austreibung der Seele des Verstorbenen statt. Den Augenblick der Austreibung teilt man sich nur leise mit, denn, falls man laut spräche, könnte es die Seele hören und sich dann zum Widerstande rüsten. Am Abend vorher werden viele trockene Kokosblätter zusammengetragen. Am nächsten Morgen, sobald der Klettervogel (*Philemon coquerelli*) seine Stimme hören läßt, stehen die Leute vom Lager auf und erheben ein großes Geschrei. Hierauf schlagen sie an die Wände, rütteln an den Pfosten, zünden dürre Kokosblätter an, springen mit ihnen herum und werfen sich schließlich auf die Wege. In diesem Augenblicke nun, so glaubt man, hat die Seele die Hütte verlassen. Die Verwandten, welche im Totenhouse geschlafen haben, werden mit Schweinefleisch und Feldfrüchten beschenkt und beziehen nachts wieder ihre eigenen Häuser. Ist das Fleisch an der Leiche vollständig verwest, so werden die Gebeine aus dem Grabe genommen, in Blätter eingnäht und aufgehängt.

Kurze Zeit nachher findet ein Totenfest statt. Die Schweine und Früchte, die bei dieser Gelegenheit zur Verteilung kommen, liegen in Portionen getrennt für die einzelnen Familien.

Der Sohn des Verstorbenen nimmt den Sack mit den Knochen seines Vaters auf die Schulter und weist jeder Gruppe ihre Portion Schweine und Früchte an. Nach der Mahlzeit trägt er die Gebeine wieder ins Haus zurück. Vor der Verteilung wird von Männern und Weibern getanzt. Auch die Masken kommen zum Vorschein. Das Totenfest dauert drei Tage.

Baut sich jemand eine neue Hütte, so werden die Gebeine aus der alten Hütte in die neue übertragen.

Diejenigen Eingeborenen, die keine zahlreiche Verwandtschaft besitzen, und solche, die nach dem Volksglauben Böses getan haben, oder die außerhalb des Gehöftes ermordet worden sind, werden nach ihrem Tode nicht im Hofraum bestattet. Man legt die Leichname derselben auf Felsen, auf Gerüste im Busch, oder man begräbt sie dort, wo sie den Tod fanden.

Solche, die plötzlich verschieden sind, werden nicht beerdigt; man errichtet ein Gerüst im Hause, wickelt den Toten in Blätter, legt ihn auf das Gerüst und läßt ihn so verfaulen. Das Haus, worin er liegt, wird verschlossen. Am Eingange legt man Früchte nieder und verläßt das Gehöfte. Um sich Leichengift (*a mhel ka si*) zu verschaffen, stellt man ein Gefäß unter den Toten, worin sich die herabtröpfelnde Flüssigkeit sammelt.

Einige Zeit nach dem Begräbnis werden Taros an einer Seite des Totenhauses gepflanzt und mit einem Zaun umgeben. Man nennt diese Pflanzung *a mhel ka sougom*. Die gepflanzten Taro-Ableger haben vom Todestage an auf einem Gerüste beim Hauseingang gelegen. Nach der Meinung der Leute kommen die Toten über Nacht und holen die Seelen der Taro. Sind diese Taro groß geworden, so läßt man sie verfaulen.

Um ihre Schätze: Halsschmuck, Armbänder, Hunde- und Opossumzähne u. a. vor Dieben zu schützen, vergraben die Sulka dieselben an einem versteckten Ort im Busch. Es wird zu diesem Zwecke eine Handtrommel genommen, mit den Schätzen gefüllt und dann in ein Loch gesteckt.

Die Öffnung der Trommel wird mit einem Steine zugedeckt, über den eine Schicht Erde zu liegen kommt. Stirbt nun jemand, ohne vorher den Aufbewahrungsort seiner Reichtümer anzugeben, so bleibt dessen Seele in Gestalt einer großen Maus bei denselben. Wenn einer der Erben nach den Schätzen des Toten sucht und zufällig die Maus aufjagt, so sucht er vor der Hand nicht weiter, sondern begibt sich eiligst nach Hause. In der Nacht erscheint ihm dann im Traume die Seele des Toten und spricht: „Du hast mich von meinen Schätzen aufgejagt, geh, hole sie Dir!“ Am anderen Morgen geht dann der Glückliche an den Platz zurück, wo er die Maus aufgejagt hat, und hebt die Schätze.

### 6. Seelenglaube.

Die Seele des Menschen (*a mhel ka munu* oder auch *a ngainkua*, pl. *a kro inkuol*) kommt nach dem Tode desselben an einen Ort, den man *mlol* nennt. Die Sulka denken sich diesen Ort in der Tiefe; das beweist zur Genüge die Präposition „*ogu*“ = unten, die stets dem Worte vorausgeht. Die Ansichten, die sie über die verstorbenen Seelen, *o inkuol ogu mlol*, haben, sind äußerst unklar und verschwommen. Sie erzählen sich folgendes: ehe die Seele in den *mlol* hinabsteigt, kommt sie an zwei Felsen, Kilkil und Kovangal, wo sie über ihr irdisches Leben ausgefragt wird. War sie freigebig, so mag sie weiterziehen, war sie hingegen geizig, so muß sie zurück gegen Süden in das Gebiet der Mengen wandern. Dort wird sie in einen Felsen verwandelt und muß die beständige Brandung über sich ergehen lassen. Die Seelen trinken aus den Flüssen Lonan und Lopo. Die Seelen derer, die einem Morde zum Opfer fielen, müssen mit Blut gefärbtes Wasser trinken, nachdem sie sich zuerst darin gebadet hatten.

Vor den *o inkuol* hat man nachts große Furcht, weil sie in dieser Zeit herumgehen, um Leute zu fressen. Eine Art Seelen (*a kavengol*) soll während der Nacht leuchten, weil die Leuchtkäfer sich in großer Anzahl auf dieselben niederlassen.

Die Sternschnuppen (*a ngolu*) sollen Seelen sein, die in die Höhe geschleudert werden, um ins Meer zu tauchen. Es wird ihnen von anderen Seelen ein Schwanz von trockenen Kokosblättern

gemacht, der, sobald er Feuer fängt, die Seelen in die Höhe schnellen läßt.

Das Phosphoreszieren des Meeres rührt von Seelen her, die nachts im Meere baden.

### 7. Geisterglaube.

Der *kot* ist ein Wesen, das den Menschen feindselig gesinnt ist. Alle Naturerscheinungen, wie Erdbeben, Blitz und Donner nennt man *a kot* (pl. *a kro kol*). Durch gewisse Handlungen wird die Rache des *kot* herausgefordert. Wer sich einer solchen Handlung schuldig macht, wird vom Blitze erschlagen oder findet seinen Tod durch ein anderes Naturereignis. Den *kot* reizt man zum Zorn und zur Rache, wenn man z. B. einen Hund anlügt, ein Tier tanzen läßt, eine Schlange im Wasser tötet, gewisse Tiere lebendig ins Wasser wirft, einen Vogel mit den Füßen aufhängt u. dergl.

Auch wer bei Tage Märchen erzählt, beschwört die Rache des *kot* herauf und wird deshalb vom Blitze erschlagen werden. Märchen und Sagen darf man bloß abends und zur Nachtzeit erzählen. Ferner zürnt der *kot*, wenn man gewisse Speisen, die durch Kinder bereitet sind, ißt. Es gibt nämlich Speisen, die nur die Großen essen, und wieder andere, die nur Leute mit schwarzgefärbten Zähnen zu sich nehmen dürfen. Wenn ein Knabe von den Eingeweiden oder von der noch im Mutterleibe eingeschlossenen Leibesfrucht geschlachteter Tiere ißt, so wird ihm im Kriege der Bauch durchstoßen, so daß die Eingeweide heraushängen.

Auch in gewissen Gewässern gibt es nach Meinung der Eingeborenen böse Geister. So lebt z. B. im Flusse Vleomen ein *kot* in Gestalt einer Schlange; im Flusse Lerum ein solcher in Gestalt eines Achtfußes. Kommt ein Fremder und badet in einem der erwähnten Gewässer oder trinkt aus denselben und lacht dabei, so nimmt der *kot* Besitz von ihm, erschafft Steine oder Würmer im Bauche des Unglücklichen, wovon er krank wird und sterben muß, wenn es mittlerweile einem Hexenmeister nicht gelingt, den *kot* auszutreiben. Wird ein solcher Wundermann gerufen, so sucht er durch Auflegen von Taroblättern und Ingwer auf die Brust und den Leib des Kranken und durch

Hersagen von Zauberworten den bösen Geist zum Weichen zu bringen. Gelingt ihm dies, so gehen die Steine und Würmer aus dem Bauche in die Blätter, worauf diese entfernt und verbrannt werden.

In dem Untergange des Ortes Pahalum, welcher durch einen Erdbeben verschüttet wurde, erblickten die Eingeborenen einen Racheakt des *kot*. Sie erzählen sich darüber folgendes: Die Bewohner von Pahalum hatten eine Schlange aufs Feuer gelegt, um sie zu braten. In dieser Schlange war ein *kot*, von dessen Vorhandensein die Leute aber nichts wußten. Als sie glaubten, die Schlange wäre gargekocht, nahmen sie dieselbe aus dem Feuer, um sie zu zerschneiden. Zu ihrem Erstaunen bemerkten sie jedoch, daß die Schlange noch ganz roh war, ja es floß noch Blut aus derselben. Als sie sich anschickten, sie einzuwickeln, um sie noch einmal ins Feuer zu legen, wurde es plötzlich ganz dunkel, und es machte sich um die Ortschaft Pahalum herum ein starkes Erdbeben bemerkbar; zu gleicher Zeit stürzte ein Berg auf den Ort und begrub alles. Nur ein kleines Mädchen, Loncsil, kam mit dem Leben davon, doch hatte ihr ein herabfallender Stein das Bein zerbrochen. In der Nähe der Unglücksstätte sprudelt nun der Sirarbach.

In Gewässern und Felslöchern gibt es nach den Vorstellungen der Eingeborenen Wesen, die einen dem Menschenleibe ähnlichen Körper haben, doch ist derselbe plumper und mißgestalteter. Man nennt sie *mokpelpel* oder *vtangmem*, sie leben von gewissen Pflanzen und verschlingen sogar Leute, natürlich also, daß sich jedermann vor denselben fürchtet. Eigentümlich ist, daß die *mokpelpel*-Männer stets in ihren Wohnungen bleiben, während die Weiber sich fast immer außerhalb der Hütten aufhalten. Das Herannahen einer *mokpelpel*-Frau hört man schon von weitem, da ihre übermäßig langen Brüste bei jedem Schritt ein weithin vernehmbares Geräusch verursachen. Kommt nun zufällig eine *mokpelpel* heran, so nimmt man ein Steinbeil und hämmert damit auf einen Baum. Das dadurch verursachte Geräusch bewegt sie sofort zur Umkehr.

Die Existenz von Zwergen wird allgemein behauptet. Die Zwerge *manmaneangor* oder

*manmaneangor* wohnen in Felsspalten. Die Eingeborenen glauben, daß die Zwerge Früchte aus den Pflanzungen stehlen. Da sie so klein von Gestalt sind, so stellt sich immer einer auf die Schultern des anderen, bis sie zu den Früchten gelangen. Die gepflückte Frucht werfen sie jedoch nicht auf die Erde, damit kein Geräusch entstehe, sondern sie reichen dieselben von Hand zu Hand, bis sie endlich von ihrem Häuptling, der unten am Boden steht, in Empfang genommen wird.

In der Ortschaft Kolvagát wohnt ein Mann, namens Kolol. Er ist der Hüter von zwei Steinfiguren, welche man *ngur pei* (unsere Großmutter) und *ngur es* (unser Großvater) nennt. Sie sollen sich in einem eigens erbauten dunklen Hause befinden. Kolol versteht ihre Sprache. Bei abergläubischen Zeremonien werden ihre Namen genannt, man schenkt ihnen Feldfrüchte, welche bei ihnen verfaulen. Wenn Kolol die Figuren so hinstellt, daß sie ihr Angesicht einander zuwenden, so sollen die Pflanzungen gut gedeihen. Stellt er sie hingegen so, daß sie sich den Rücken zukehren, so entsteht Hungersnot, und die Leute bekommen eine Art Ausschlag. Ein Vorfahr des Kolol soll diese Figuren am Fuße des Berges Pánam, in welchem ein *kot* lebt, gefunden haben. Er stieß auf sie, als er eines Tages am Fuße des Berges in der Erde grub; in der folgenden Nacht baten ihn die zwei Statuen, er möchte für sie ein Haus bauen, was er dann auch tat.

## 8. Zauberei.

### a) Abergläubische Zeremonien über Personen.

*Liebeszauber.* — Um zu bewirken, daß die Mädchen jemanden zur Ehe begehren, wird von den jungen Leuten folgendes Verfahren angewandt. Man holt eine Drazäne, nimmt Ingwer, flüstert Zauberworte darüber, kaut ihn und spuckt das Gekaute auf die Drazäne, wobei der oder die Namen der Mädchen, nach denen man verlangt, genannt werden. Hierauf hängt man die Drazäne im Hause auf und macht ein Feuer darunter. Am nächsten Morgen, gewöhnlich an einem Tanztage, steht man früh auf, nimmt die Drazäne und etwas Ingwer, welcher bezaubert und gekaut wird. Das Ge-

kaute kommt dann in eine mit Meerwasser angefüllte Blattvertiefung. Nun greift man zur Drazäne, taucht sie in die Flüssigkeit und besprengt Brust und Rücken der jungen Leute. Dann wird die Drazäne im Hause auf einen Balken gelegt und der junge Mann geht zum Feste. Erblickt er hier das Mädchen, so nähert er sich demselben und sucht es mit dem Rücken zu berühren. Wenn sich nun das Mädchen wieder setzen will, so fällt es in Ohnmacht. Sofort laufen die Leute herbei und heben es auf. Kommt sie wieder zur Besinnung und man fragt sie, was ihr ist, so gibt sie zur Antwort: „Der NN hat mich bezaubert, ich will ihn heiraten. Sagt ihm, daß er komme und mich heile.“ Der junge Mann, der sie bezaubert hat, spricht nun Zauberworte über etwas Wasser und sendet ihr dasselbe. Sie trinkt es und fühlt sich wieder wohl. Nach Ablauf der üblichen Zeremonien und Feste kann dann die Hochzeit stattfinden.

Faßt ein junger Mann Neigung zu einem Mädchen, so kann er auch folgendes Verfahren anwenden, um das Herz desselben zu gewinnen. Er nimmt Bananenbast, wickelt eine *saran-* und eine *palle-*Pflanze in denselben, geht an einen abgelegenen Ort, macht ein Feuer, legt das Päckchen darauf und singt ein Liedchen, in dem der Name des betreffenden Mädchens öfters wiederholt wird. Dies nennt man: *ta koning o mar orom a vlom*. So macht er es mehrere Tage und Nächte hindurch, bis irgendwo ein Fest gefeiert wird. Bevor er sich dorthin begibt, dreht er sich unter Zauberworten eine Zigarre aus einheimischem Tabak. Am Festplatz reicht er die Zigarre einem Verwandten, welcher in sein Geheimnis eingeweiht ist, zum Rauchen. Dieser nähert sich dem Mädchen und raucht einen Teil der Zigarre, wobei er den Rauch auf das Mädchen bläst. Hierauf entfernt er sich wieder und übergibt den Rest dem Bewerber des Mädchens. Letzterer teilt ihn in zwei Teile, den einen Teil legt er in das Nest einer heftig beißenden Ameisenart (*a veskar*), den anderen übergibt er dem Feuer. In der folgenden Nacht nun soll das Mädchen eine heftige Neigung zu dem jungen Manne bekommen. Es soll nach ihm weinen und das nicht nur im Geheimen, sondern auch öffentlich

vor allen Leuten. Die Gemütsaufregung soll so stark sein, daß es den jungen Mann bei der Hand nimmt, sich auf seine Schultern stützt und ihn weinend bittet, es doch zur Frau zu machen. Selbst wenn der junge Mann das Mädchen anscheinend zurückstößt, so läßt es mit Bitten und Schluchzen nicht nach, bis es das Ja-Wort vernommen. Fesselt man das Mädchen, so soll es, sobald es wieder frei ist, zu dem jungen Manne zurückkehren.

Auch für Witwen und verheiratete Frauen findet der soeben beschriebene Zauber statt, doch trägt man in diesem Falle, besonders wenn es sich um letztere handelt, den Umständen und Personen Rechnung.

*Krankenheilung.* — Sowohl gegen die gewöhnlichen Krankheiten, als auch gegen Wunden und Geschwüre hat man abergläubische Gebräuche; man nennt dies, wie überhaupt jede abergläubische Handlung, die eine gute Wirkung hervorbringen soll, *peim*. Zu dieser Zeremonie nimmt man Ingwer, Kalk, Arekanüsse und Pfefferblätter, welche zusammen gekaut werden. Mit dem daraus entstehenden Brei wird dann der Kranke berührt und auch Zeichnungen auf seinen Körper gemacht, wobei gewisse Worte gesprochen werden. Tritt die gewünschte Wirkung nicht ein, so ist natürlich immer an den Zeremonien etwas fehlerhaft gewesen. Die Hexenmeister (Zauberer) nennt man *en do ta ngan rhek*, d. h. „der, welcher Worte versteht“. Ihre Dienste müssen bezahlt werden, und zwar werden dieselben gewöhnlich mit Eßwaren vergütet.

*A ngaung ka re* (des Herzens Wort). Durch gewisse Worte vor dem Untertauchen im Wasser kann man bewirken, daß man es sehr lange unter demselben aushalten kann. Wer diese Worte kennt, kann auch Brustkranke heilen. Er gebraucht dazu Taroblätter, füllt sie mit Wasser an und umwickelt sie mit Bindfaden, damit sie zusammenhalten. Hierauf nimmt er ein Päckchen und reibt damit den Körper des Kranken ein, indem er zugleich die Zauberformel spricht. Der Krankheitsstoff geht durch dieses Verfahren aus dem Kranken in das Wasser im Taroblatt über.

*Rache.* — Wenn eine Frau ihrem Manne wegläuft, so kann sich dieser auf folgende

Weise an ihr rächen. Er nimmt einen Bindfaden, macht eine Schlinge hinein, schleicht sich an das Haus, in welchem die Frau sich befindet und hält die Schlinge in Bereitschaft, indem er gewisse Worte dabei flüstert. Während nun die Frau spricht, zieht er die Schlinge zu. Hierauf sucht er sich eine *kopurik*-Schlingpflanze, macht einen Spalt darin und steckt dann den Bindfaden mit dem Knoten hinein; fällt später einmal Regen auf die Frau, so wird sie krank, magert ab, wird krumm und lahm und muß zuletzt sterben, wenn es einem Zauberer nicht gelingt, dem Übel zu steuern. Dieses Verfahren wird auch gegen Männer angewandt, auf die man einen bösen Zahn hat. Man nennt es *koling guti* (Stimme binden) oder *koling mea* (Leute binden).

Ein anderes Verfahren gegen weggelaufene Weiber oder Mädchen ist noch dies. Der Mann sucht Haare von der weggelaufenen Frau oder dem betreffenden Mädchen zu bekommen, legt sie in eine ausgehöhlte *pori*-Frucht und trägt sie eine zeitlang mit sich herum, um abzuwarten, ob die Frau nicht zurückkommen würde. Ist dies nicht der Fall, so wirft er die Frucht mit den Haaren in ein Wasser, in welchem ein *kot* haust. Letzterer soll nun in sie fahren und sie inwendig zerfressen. Sie muß dabei große Schmerzen ausstehen und sterben. Der Mann kann auch die Haare an einen Vogel *manvar* (eine Schwalbenart) binden, wodurch dann bewirkt werden soll, daß die Frau wie sinnlos von einem Mann zum anderen läuft. Merkt ein schlaues Weib, daß ihr Mann Haare von ihr besitzt, so geht sie wieder zu ihm und stellt sich, als ob sie in Zukunft bleiben wolle. Doch kaum ist sie wieder im Besitze ihrer Haare, so entflieht sie wieder.

Ladet ein Mann ein Mädchen ein, um es zu mißbrauchen, und weigert es sich, so kann er sich auf folgende Weise rächen. Ist das Mädchen ein *mogäng* und lebt abgeschieden vor der Verheiratung, so paßt der Mann, wenn der Mond im ersten Viertel steht, in der Nähe ihrer Wohnung auf, bis sie herauskommt, um sich im Mondschein zu ergötzen. Tritt sie wirklich hervor, so nimmt der Mann Kalk, bläst ihn gegen den Mond, wobei er *iwu-, iwu-, iwu-vur* lispelt. Hierdurch soll bewirkt werden, daß

das Mädchen nach seiner Verheiratung Mißgeburten zur Welt bringt, oder so häufig schwanger wird, daß sie bald sterben muß. Die Zeremonie nennt man *sumger a kien ho ngang*. Hier noch ein anderes Mittel, um sich an einer Frau zu rächen. Man nimmt bestimmte Baumfrüchte, schneidet sie auf oder bohrt ein Loch hinein und tut in den Spalt oder das Loch Kalk, wobei gewisse Worte gesprochen werden. Hierauf wirft man die Früchte auf Wege, welche die Frau begehen muß, meistens gegen einen harten Gegenstand, damit sie in Stücke zerfallen. Kommt nun die Frau und tritt auf ein Stückchen der Früchte, so wird sie so oft schwanger, daß sie davon sterben muß; man nennt dieses Verfahren *ka el vageran ngang a vlom* oder *ka el okep sang ngang*.

Ein weiteres Mittel findet gegen mißliebige Frauen statt, die ihrer Entbindung nahe sind. Der Mann, der sich dieses Mittels bedienen will, stellt sich krank und darf nicht sprechen. Von Zeit zu Zeit zappelt er mit Armen und Beinen, wodurch bewirkt werden soll, daß auch die Leibesfrucht, welche er durch diese Zeremonie im Mutterschoße zurückhalten will, solche Bewegungen mache und der Frau Schmerzen verursache. Glaubt er die Frau genügend gepeinigt zu haben, oder fürchtet er, sie würde sterben, so stellt er sich wieder gesund, worauf auch die Frau sich wieder beruhigt und glücklich gebiert.

Wenn jemand über einen recht böse ist, so kann er ihn mittels der *mumut*-Zeremonie umbringen. Man sucht ein Stückchen vom Essen oder von der Betelnuß oder den Pfefferblättern, die die mißliebige Person nimmt, zu bekommen und übergibt sie einem Zauberer. Dieser bricht es in zwei Teile und unwickelt jeden Teil mit einem Baumblatt. Dann legt er ein Päckchen auf den Boden und zündet Feuer darauf an. Mit dem anderen geht er zu einer Pfütze, bindet das Päckchen an eine Schnur, welche an eine Angelrute befestigt ist, steckt diese an der Pfütze in den Boden, so daß die Schnur mit dem Päckchen ins Wasser hängt. Nach einigen Tagen begibt er sich wieder zur Pfütze, um nach dem Päckchen zu sehen, und erblickt bei dieser Gelegenheit die Seele der zu tötenden Person, welche neben der Pfütze sitzt und hin-

einstiirt. Er muß sehr leise gehen, um die Seele nicht aufzuschrecken. Nun geht er wieder nach Hause und sieht, wie dieselbe Seele am Feuer, welches über dem Päckchen brennt und beständig unterhalten werden muß, sitzt und sich erwärmt. In diesem Augenblicke wird der, gegen welchen diese Zeremonie gemacht wird, krank und zwar von dem Geruche gebratenen Taros, was seinen Angehörigen als sicheres Zeichen gilt, daß er ein Opfer der *mumut*-Zeremonie ist. Der Kranke muß sterben, wenn nicht Gegenmittel ergriffen werden, um ihn zu retten. Man nimmt zu diesem Zwecke Blätter und legt davon zwischen die Finger und Zehen des Kranken, ebenso hinter beide Ohren. Dann wird ein fliegendes Insekt gefangen. Man bestreicht den Hinterleib desselben mit Kalk und befestigt es an einem dünnen Faden, steckt es in ein Bambusrohr, bläst darüber, damit es fortfliege. Es soll nun den Zauberer aufsuchen und auf ihn zu fliegen. Die Leute folgen unter Rufen und Schreien. Das Insekt fliegt auf den Hexenmeister und bestreut ihn mit Kalkstaub. Auf dieses Zeichen hin suchen ihn die Leute zu bewegen, die Päckchen aus dem Wasser und unter dem Feuer wegzunehmen. Tut er es, so wird der Kranke wieder gesund, tut er es nicht, so muß der Kranke sterben. Damit der Zauberer die Päckchen entferne, muß man ihm Geschenke versprechen; auch durch Gewalt zwingt man ihn mitunter zur Wegnahme derselben. Auch folgendes Mittel kann gegen *a mumut* angewandt werden. Man kratzt das Fleisch einer wilden Gurke auf ein Bananenblatt, gießt das Wasser einer jungen Kokosnuß darauf und stößt mit dem Knochen eines fliegenden Hundes hinein. Dann muß der Kranke die Arznei trinken, welche die Wirkung des *mumut* abschwächen soll. Das Hineinstoßen mit dem Knochen soll bewirken, daß ein fliegender Hund komme und das Päckchen im Wasser durchbohre, wodurch es dann unwirksam wird. Dieses Mittel nennt man *a sinsinkup*.

Wenn jemand sich versteckt, um seinen Tabak allein zu rauchen, damit er anderen keinen Anteil davon zu geben braucht, so kann er von einem anderen, der ihn sieht und die betreffende Formel weiß, behext werden. Er

flüstert Zauberworte gegen den Rauchenden, wodurch bewirkt werden soll, daß derselbe den Tabaksrauch nicht ausblasen kann. Er muß ihn verschlucken, wodurch er umfallen und ohnmächtig werden soll. Wenn es dem Hexenmeister beliebt, so steht es auch in seiner Macht ihn wieder zu beleben. Er nimmt zu diesem Zwecke Kalk, spricht eine Formel darüber, taucht seine Finger hinein und berührt damit die kleinen Finger, die kleinen Zehen, den Hals und den Bauch des Ohnmächtigen. Dann reibt er mit der Hand, in die er Kalk genommen, über dessen Leib hin und zieht an den Haaren auf dem Scheitel desselben. Hiervon erwacht er, bricht Blut aus und ist wieder gesund. Durch die soeben beschriebene Zeremonie kann auch bewirkt werden, daß das Blut eines Menschen sich in sein Inneres ergießt, wovon er sterben muß.

*Diebstahl.* — Gewisse Leute können den Dieb eines gestohlenen Gegenstandes auf folgende Weise erfahren. Irgend etwas, das mit der gestohlenen Sache in Berührung gewesen ist, wird behext. Dann legt man den Gegenstand auf den Boden und schläft darauf während der folgenden Nacht. Im Traume soll man den betreffenden Dieb sehen.

Ein anderes Verfahren ist folgendes. Man nimmt einen kurzen Strick, bindet an jedes Ende desselben ein Stückchen Holz und spricht eine abergläubische Formel darüber, indem man zu gleicher Zeit gekauten Betel darauf spuckt. Nun nimmt man Kalk in beide Hände, faßt die beiden Holzstücke an den zwei Enden des Strickes — jedes mit einer Hand — und nennt die Person, die man im Verdacht des Diebstahls hat, indem man bei jedem Namen den Strick stark anzieht. Reißt der Strick beim anziehen, so hat derjenige gestohlen, dessen Namen man gerade dabei genannt hat.

Dieses Mittel wird auch angewandt, um Übeltäter anderer Art zu erfahren.

Um Baumfrüchte vor Diebstahl zu schützen, nimmt man Gras und eine dem Mais ähnliche Pflanze (*a ngepar*), flüstert Zauberworte darüber und legt dieses an Fruchtbaumstämme, tritt nun jemand darauf, so wird er irrsinnig, ißt Tabak und rohe Taro und schmückt sich mit Drazänen. Dann ergreift er Speere, Keulen und Steine und springt damit in die Gehöfte. Die

Leute laufen bei seinem Erscheinen davon und verstecken sich. Bleibt jemand stehen, so wirft er nach ihm; man kann sich vor ihm retten, indem man ihm die Worte *o torhuk, o torhuk* zuruft. Hat der *kandei* (so nennt man sowohl diese Hexerei, wie auch einen damit Behafteten) sogar schon den Arm erhoben, um nach jemandem zu werfen, so läßt er ihn sogleich wieder sinken, sobald er die erwähnten Worte vernimmt. Er treibt so lange sein Unwesen, bis beherzte Männer ihn fassen, ihn zu Boden werfen und binden. Nach einiger Zeit macht man ihn wieder los. Nachdem jemand über einen kleinen Taro, eine Banane und eine Art gelbe Erde gewisse Worte geflüstert und sie dem Kranken verabreicht hat, kehrt bei letzterem der Verstand wieder.

Selbst nachdem die Früchte bereits aus der Pflanzung genommen sind, kann man den Dieb noch bestrafen und zwar indem man einen Menschenknochen in den Boden an die Stelle der gestohlenen Früchte steckt. Der Dieb soll davon abmagern und sterben. Für jedes Übel, das man sich auf solche Weise zugezogen hat, gibt es ein bestimmtes Heilmittel, welches natürlich auch abergläubischer Natur ist. Nur für das letztgenannte mit dem Menschenknochen gibt es keines.

*A tarmaki* (ein Schutzmittel). — Der Unterkiefer eines Menschen wird mit Tuch umwickelt und dieses mit Rotang festgeschnürt. Über das Ganze kommt dann noch eine Lage *gunlei*-Rinde und Ingwer. An den beiden Enden bleibt der Unterkiefer bloß; man trägt ihn an einer Schnur um den Hals. Wird gegen den Träger eines solchen Schutzmittels eine Waffe erhoben, so zeigt er es seinem Angreifer. Beim Anblick desselben soll ihm die Waffe aus der Hand fallen. Gegen die Gaktei hilft dieses Mittel nichts, weil auch sie solche mit sich herumtragen, die zudem noch stärker und sicherer als die der Sulka sind.

Ein *tarmaki* schützt auch nicht vor dem Morde, welcher unter *pur mea* besprochen werden soll. Es ist allgemein der Glaube, daß derjenige, der jemanden mit einem *tarmaki* tötet, später ebenfalls auf dieselbe Weise umgebracht wird. Das Schutzmittel kann sich nicht ein jeder verschaffen, da nicht alle die Zauberworte dazu

kennen und durch Ankauf kann man nicht in deren Besitz gelangen.

*Tötung.* — Der Aberglaube, der am verbreitetsten unter den Sulka ist und das Leben derselben am meisten beeinflußt, besteht in der Meinung, daß ein Eingeborener durch einen anderen auf eine besondere, geheimnisvolle Weise, welche man mit *pur mea* bezeichnet, umgebracht wird (*pur* = töten mit Zauberei, *mea* = Leute). Mit Ausnahme der kleinen Kinder, ferner von solchen, die im Kriege fallen oder sonstwie mit Gewalt ums Leben kommen, an Geschwüren oder an Altersschwäche sterben, werden alle übrigen Sulka auf die oben erwähnte Weise umgebracht.

Da mir im Deutschen ein passender Ausdruck zur Bezeichnung dieser Art Totschlages fehlt, so erlaube ich mir das Sulkawort *pur* im Laufe meiner Ausführungen mit purieren zu vertauschen. Nur gewisse Leute (*o erip*, sing., *a ngeriarik*, plur.) verstehen andere zu purieren, auch können nur solche puriert werden, die allein von ihnen angetroffen werden. Daher erklärt sich denn auch die Sitte, daß der Sulka nicht gerne ohne Begleitung ausgeht. Diese geheimnisvolle Tötung soll geschehen durch Totschlag, Erdrosseln, Durchbeißen der Gurgel, durch Drücken und Pressen an verschiedenen Körperteilen, wodurch ein Bluterguß ins Innere bewirkt werden soll, ferner durch Eintreiben einer Lanze oder eines Stückes von einem Zuckerrohr durch den After in den Bauch u. dergl. mehr.

Die Gegenstände, deren man sich zu diesem Zwecke bedient, werden vorher unter gewissen Worten behext. Um ihrer Opfer habhaft zu werden, legen die *a ngeriarik* Schlingen oder sie nehmen einen Stein, über welchen vorher eine Zauberformel gesprochen wird und werfen damit nach ihrem Opfer, das dadurch niederfallen soll. Dann springt der *erip* auf dasselbe und tötet es auf eine der oben erwähnten Weisen. Ist der Tod eingetreten, so nimmt der *erip* Erde in die Hand, spricht gewisse Worte darüber und bewirft damit den Getöteten. Hier von wird der Tote wieder lebendig, steht auf und geht nach Hause. Dort angekommen, meldet er sich krank und erklärt, er wäre gepuriert. Einen Gepurierten kann man

nicht ohne weiteres als solchen erkennen, da das Bewerfen mit Erde nicht bloß das Leben wiedergibt, sondern auch alle Zeichen der Behexung am Körper verwischt. Das Geständnis des Gepuriertseins kann den Betroffenen noch retten, die meisten sollen es jedoch nicht ablegen, weil sie auf ihre Umgebung böse sind, die sie ohne Begleitung ausgehen ließen. Um einen Gepurierten von dem bevorstehenden Tode zu retten, ruft man einen, der in das Geheimnis des Purierens eingeweiht ist. Dieser kann durch eine Zeremonie mit gewissen Worten über den Unglücklichen denselben heilen. Auch kann ein *erip*, der von einem anderen *erip* gepuriert ist, sich selbst wieder davon befreien. Der Tod tritt bei einem Gepurierten in bald kürzerer, bald längerer Frist ein, je nach der Weise, wie er gepuriert worden ist. Zuweilen nennt der Sterbende noch kurz vor seinem Tode seinen Mörder. Die Verwandten müssen später seinen Tod rächen.

Ermittlung des Täters. — Es gibt verschiedene Arten, um den Namen des *erip*, der den Gepurierten getötet hat, zu erfahren, wenn dieser ihn nicht genannt hat. — 1. *A mhel ka kiek* (*a mhel* = Mensch, *ka kiek* = sein Auge). Ist der Tote nach Sulkagebrauch begraben, so nimmt einer, der die betreffenden Worte weiß, eine trockene Bohnenschote und reißt sie unter gewissen Worten vor den Augen des Toten (ehe man das Türmchen über dem Oberkörper der Leiche umwickelt hat) auseinander. Wenn es nun Nacht geworden ist, so kommt ein Auge des Verstorbenen aus dem Grabe. Es ist leuchtend, anfangs ist es klein, später wächst es an Größe, gibt einen Ton von sich wie ein Leuchtkäfer, steigt im Hause in die Höhe und senkt sich nieder. Die Anwesenden nehmen *pit*-Stengel (*Sacch. florid.*), reiben sie drehend in den Händen und schreien: „*Möl, möl, möl, preng, preng, preng!*“ oder pfeifen. Das *a mhel ka kiek* geht zur Tür hinaus und schlägt den Weg zum Gehöfte des Mörders ein. Auf- und niedersteigend umkreist das Auge Bäume. Schreiend und pfeifend folgt die Menge bis zum Gehöfte des Mörders, vor dem man stehen bleibt. Das Auge allein geht hinein und umkreist den Mörder, wie es die Bäume umkreist hat, bis dieser es niederschlägt und

ein Feuer darauf anzündet, worauf es unter einem Knalle verschwindet. Die Leute draußen vor dem Gehöfte kennen nun den Mörder.

2. *Keil a guip* (*keil* = aufstellen, *a guip* = *Erythrina indica*). Man sucht einen *guip*-Baum aus, spricht gewisse Worte über Ingwer und teilt ihn an die Anwesenden aus, welche ihn essen. Der Zauberer kaut seinen Anteil und spuckt ihn aus nach dem Baume hin. Dann wird der Baum umgehauen. Durch das Fallen wird weder Ast noch Zweig an ihm beschädigt werden, denn zu diesem Zwecke war die Behexung mit Ingwer vorausgegangen. Nun haut man die Äste ab, läßt aber dem Baume die Krone. Man hütet sich über den Baum zu gehen, da dadurch die späteren Zeremonien in ihren Wirkungen verlieren würden. Dann wird der Baum ins Gehöft getragen. Vor dem Eingang zur Hütte, in welcher sich das Grab des Verstorbenen befindet, gräbt man ein Loch. An das untere Ende des Baumes werden Zierpflanzen gebunden und gewisse Worte über den Baum gesprochen. Hierauf richtet man den Baum auf und stellt ihn in das Loch und füllt es zuerst mit Astwerk und dann mit Erde an. Auch der Eingang zur Hütte wird verdeckt. Ein Mann steigt dann auf den Baum. Die Verwandten des Toten sowie alle Nachbarsleute stellen sich um den Baum. Einer der Umstehenden tritt hervor und sagt leise nach dem Loche hin gewandt: „Sage mir, wer dich gepuriert hat!“ Ist der Tote gewillt Antwort zu stehen, so gibt er dies durch ein Zeichen mit dem Baume zu erkennen; wenn nicht, so tritt ein anderer vor und wiederholt die Frage. Hat man eine zusagende Antwort erhalten, so nennt der Fragende die verschiedenen Familien (siehe bei den Stämmen), indem er bei den Namen der verschiedenen Äste fragt, ob diese ihn getötet hätten. Verneint der Baum dies bei dem Namen einer Familie durch ein bestimmtes Zeichen, so nennt man eine andere Familie und so fort, bis der Baum endlich eine bejahende Antwort gibt, indem er sich neigt und wieder erhebt. Nun nennt der Fragende die Männer der Familie, welche der Tote angegeben hat, indem er bei Nennung eines jeden Namens fragt, ob der N. N. ihn gepuriert hätte, bis der Baum eine bejahende Antwort erteilt hat.

Die Anwesenden rufen dabei: „*ku! mang!* *ku! mang!* *kevatur! kevatur!*“ Gibt der Baum eine bejahende Antwort, so neigt er die Krone nach allen Seiten, schüttelt sich tüchtig, senkt sich ins Loch und erhebt sich wieder. Die Leute suchen den Baum festzuhalten, sind aber nicht im Stande dazu; es ist nämlich die Seele des Toten im Loche und bewegt den Baum. Ist der Getötete von einem einzigen gepuriert worden, so springt der Baum zuletzt aus dem Loche, steht er aber noch, nachdem er bereits eine bejahende Antwort gegeben, wieder still, so hat ihm noch ein anderer dabei geholfen, worauf weiter gefragt wird, bis der Baum aus dem Loche hüpfte. Nun liegt den Verwandten die Pflicht ob, den Tod des Ihrigen durch den Tod desjenigen, den der Baum angegeben hat, zu rächen.

3. *Keil a ho mang a mhel.* Ein ähnliches Verfahren ist folgendes: Man wählt einen *girop*-Baum und behext denselben. An ein Ende des Baumes bindet man eingewickelte Blätter fest. Die Seelen halten dieselben für gekochtes Gemüse und lassen sich dadurch anziehen; das andere Ende des Baumes reicht in das Haus des Getöteten. Alle Löcher im Hause müssen sorgfältig verstopft werden. Die draußen stehenden Leute fassen den Baum an einem Ende, die Seelen im Hause am anderen. Nun beginnt wieder das Fragen und der Baum antwortet durch ähnliche Bewegungen, wobei beide Parteien den Baum an sich zu ziehen suchen. Wenn die Zeremonie vorüber ist, entfernen die Männer den Baum aus der Hütte und die Weiber öffnen das Haus.

4. *Monongum a ngopa* (Taroblätter in Blättern kochen). Taroblätter werden behext und auf ein Feuer in der Hütte, in welcher sich das Grab des Verstorbenen befindet, gelegt. Zwei Männer aus der Verwandtschaft des Toten verstecken sich in der Hütte, deren Eingang und sonstige Öffnungen sorgfältig verstopft werden. Die Bewohner des Gehöftes ziehen in ein Nachbargehöft. Ein Geisterbeschwörer ruft nun mit lauter Stimme die Seele des Verstorbenen herbei: „Komm und wende die Taroblätter um! Ich bin allein hier, die Leute sind alle davongelaufen.“ Nun erscheint die Seele und begibt sich sofort zu dem, der den Toten gepuriert hat, und holt dessen Seele.

Sobald beide zurückgekehrt sind, gehen sie in die Hütte und setzen sich zusammen ans Feuer. Nun nennt die Seele des Verstorbenen den Mörder, indem sie zu seiner Seele sagt: „N. N. dreht die Blätter um.“ Die beiden Männer, welche in der Hütte versteckt waren und das Gespräch der beiden Seelen mit angehört haben, verfügen sich sofort ins Freie und blasen die Tritonhörner. Alles strömt aus den Gehöften herbei und lärmt. Die zwei Seelen, die vor Angst nicht wissen, was sie tun sollen, um sich unsichtbar zu machen, verwandeln sich in zwei Mäuse und springen durch ein offen gelassenes Loch an der Hütte in ein vor dasselbe gehaltenes kleines Fischnetz. Die Leute eilen herbei, um sie zu sehen und schlagen sie dann tot. Die beiden Männer, die sich versteckt hatten, teilen dann den Umstehenden mit, wer den Toten gepuriert hatte.

Ausübung der Rache. — Erfährt derjenige, welcher einen gepuriert haben soll, daß man ihm nach dem Leben strebt, so kann er sich noch durch Halsschmuck oder Armbänder, wenn er solche besitzt, freikaufen. Um den Tod eines Verwandten zu rächen, wird gewöhnlich jemand erwählt, der dazu besser Gelegenheit hat oder es besser versteht, den vermeintlichen Mörder zu töten. Ist ihm dies (meistens unter Mithilfe anderer) gelungen, so begibt er sich rasch in das Gehöft desjenigen, der ihn zur Rache aufgefordert hat, und erklärt, daß er soeben die Tat ausgeführt hat. Man rührt sofort die große Trommel, worauf die Leute mit Waffen in der Hand in das Gehöft des Rächers eilen.

Die Freunde und Verwandten des Ermordeten bewaffnen sich und versammeln sich ebenfalls. Sie suchen dann die Leiche und beerdigen sie. Einige Tage nachher begeben sie sich in das Gehöft des Rächers. Die Leute sammeln sich, worauf dann zwischen den beiden Parteien Gefechte mit Speer und Schild stattfinden. Der Kampf scheint jedoch nicht sehr ernst genommen zu werden, denn die Angreifer ziehen sich entweder bald zurück oder führen den Frieden durch ein Geschenk an die Verwandten des Ermordeten herbei.

An einem der folgenden Tage findet die Überreichung der Waffen, mit welcher der Ermordete umgebracht wurde, durch den Mörder

an den Rächer statt (*hen a tier*). Der Rächer nimmt die Waffe in Empfang und bringt sie in seine Wohnung. Dann muß er den Mörder beschenken. Ein allgemeiner Festschmaus, zu dem auch der Mörder beiträgt, versöhnt wieder die feindlichen Gemüter. Wie tief die Furcht vor *pur mea* bei den Sulka eingewurzelt ist, zeigt uns der Gruß, den sie sich gegenseitig zurufen, wenn sie voneinander Abschied nehmen. Geht jemand weg aus seinem Gehöft oder trennt er sich von Freunden oder Landsleuten überhaupt, so ruft man ihm den Abschiedsgruß zu: „*nga purin!*“ Sie purieren dich. Worauf der Scheidende erwidert: „*mur tugus!*“, d. h. uns alle (werden sie purieren).

Über den Ursprung dieser grausamen Sitte erzählen sich die Sulka folgende Geschichte. In einer Ortschaft starben schnell nacheinander mehrere Kinder, nachdem sie nur kurze Zeit krank gelegen hatten. Man wurde nachdenklich. Nun fiel es auf, daß die Kinder, ehe sie sich krank meldeten, einen Weg begangen hatten, der nahe an einem Felsen vorbeiführte. Man kam überein, sich bewaffnet in der Nähe des Felsens zu verstecken und dann ein Kind vorüberzuschicken. Als dasselbe zum Felsen kam, bemerkten die Leute, wie ein Mann aus einer Spalte des Felsens hervortrat und mit erhobenem Totschläger auf das Kind zustürzte. Die Leute kamen aus ihrem Versteck hervor, warfen sich auf ihn und hielten ihn fest. Er bekannte, die verstorbenen Kinder getötet zu haben und bat, ihm doch noch für einen Augenblick das Leben zu lassen, damit er sie sein Geheimnis lehre, dann könnten sie es gleich an ihm versuchen. Man gewährte ihm die Bitte und nun weihte er sie in das *pur mea* ein, und zwar mit denselben Worten, wie es heute noch bei den Sulka geschieht. Danach purierten sie ihn gleich, worauf er, nachdem sie ihn mit Erde beworfen hatten, wieder aufstand und in seine Felsenspalte zurückkehrte. Nach einiger Zeit fanden sie seine Gebeine und überzeugten sich so von der Wahrheit seiner Worte.

#### b) Abergläubische Zeremonien über Tiere.

*Hunde.* — Man reibt Menschenknochen und vermischt das Mehl mit Taros und Keimen von

Bäumen. Über die Mischung wird sodann die Zauberformel gesprochen. Hierauf ergreift man den Hund, legt ein Stück alten Tuches über die Zähne des Oberkiefers, hält damit die Schnauze offen und gibt das Gemisch hinein, das vom Hunde verschluckt wird. Dann gießt man ihm einen mit Ingwer gemischten und behexten Trank ein. Man kaut Betel und berührt damit unter gewissen Worten die Zehen, Ohren und Schnauze des Hundes. Hierauf wirft man ihn auf das Dach, so daß er auf der anderen Seite wieder herunterkollert. Am nächsten Morgen steht man früh auf, reicht dem Hunde warme Taros, dann nimmt man ein *vaul*-Blatt und wäscht unter gewissen Worten die Augen des Hundes damit. Dann geht man mit dem Hunde auf die Jagd.

*Schweine.* — Über junge Schweine, die man zum Tragen bringen will, wird folgende Zeremonie gemacht. Man nimmt geriebene Kokoskerne mit Kokoswasser und gibt dies dem Schweine, nachdem man gewisse Worte darüber geflüstert hat.

*Wild.* — Durch Berühren des Busches unter gewissen Worten wird bewirkt, daß das Wild sich zurückzieht und die Jagd des Feindes erfolglos bleibt.

Die zu bezaubernden Fangnetze legt man in eine Reihe auf den Boden. Derjenige, der mit dieser Zauberei betraut ist, kaut Ingwer und spuckt den Saft auf die Netze. Hierauf nimmt er feine Ingwerwürzelchen und steckt sie durch die Maschen des Netzes. Dann bindet man sie an die Netze. Durch diese Zeremonie sollen auf der Jagd die Wildschweine leichter angelockt werden. — Durch eine Zeremonie mit Vogelfedern über das Netz will man bewirken, daß, wenn ein Wildschwein hineingeraten ist, es zerreißt und das Schwein wieder davonläuft.

#### c) Abergläubische Zeremonien über Pflanzen.

Wenn das Stück Urwald, welches zur Rodung ausersehen ist, noch unangetastet daliegt, so nimmt man Ingwer, der im Hause aufgehängt war, und legt davon an einige Stämme, dann tritt man unter gewissen Worten darauf. Am folgenden Morgen wird mit dem Fällen des Waldes begonnen. Ist dann das Grundstück

gereinigt und der Anfang zur lebenden Hecke gemacht, so muß, soll letztere wachsen, wieder Ingwer in Anwendung kommen. Der Ingwer wird an den Stamm der Pflanze gelegt.

Bevor das umgeschlagene Holz verbrannt wird, pflanzt der Eigentümer eine Art Zuckerrohr unter gewissen Worten innerhalb des eingezäunten Platzes. Besteht der Verdacht, daß jemand die in Aussicht genommene Pflanzung behext habe, so nimmt man eine Drazänenart (*a kapirip*), einen länglichen bemalten Stein nebst Ingwer und springt mit diesen Gegenständen, während das Feuer noch brennt, auf dem Platze *öh, öh, öh* schreiend, herum und bringt sie in die Nähe der Hecke. Hierdurch soll die Behexung des Feindes unwirksam gemacht werden.

Damit Taros und Yams gut wachsen und groß werden, macht man folgende Zeremonie. Man kaut Betel und berührt mit dem Speichel die Keime der Knollen, wobei bestimmte Worte ausgesprochen werden. Dann pflanzt man gewisse Pflanzen (*a pherikie*) und steckt *konpere*-Zweige daneben.

Wünscht man, daß Bananen und Zuckerrohr gut gedeihen, so setzt man einige Ingwerknollen in die Nähe; die gleiche Wirkung wird erzielt, wenn der Eigentümer sich des Seebades oder des Genusses von Speisen, die mit Seewasser begossen werden, enthält, oder auch, wenn er keine zwischen Steinen gekochten Taros ißt. Wenn die Kokos nicht gut tragen, so berührt man früh morgens beim *kan*-Schrei die Stämme der Palmen und spricht gewisse Worte.

#### d) Abergläubische Zeremonien über Sachen.

Ein neuer Kahn wird mit gewissen Baumzweigen unter Flüstern von gewissen Worten geschlagen. Hiervon soll er später schnell fahren und nicht untergehen. Ein neuer Schild wird unter gewissen Worten geschwungen, um ihn leicht zu machen. In ein neues, soeben fertiggestelltes Haus wird ein bemalter Stein gelegt und unter der Dauerstelle (Feuerstelle? Hgbr.) eingegraben. Hierauf schreitet man zur Schmückung des Hauses mit Zierpflanzen. Man nimmt dann andere Zierpflanzen, schlägt die Pfosten des Hauses damit und besprengt sie mit behextem Kokoswasser, nachdem zuerst die

anwesenden Leute damit bespritzt wurden. Während dieser Handlung wird gesungen. Diese Zeremonie soll den Bewohnern des Hauses glückliche Tage bringen. Sie wird *pagam a piu manam ngawulu a gungav* genannt, d. h. Feuer im neuen Hause anzünden, weil vorher Feuer in demselben angezündet wird.

#### e) Wettermachen.

*Regen.* — Man nimmt Steine und schwärzt sie mit gebrannten *vankie*-Früchten und legt sie nebst gewissen anderen Pflanzen und Keimen von Bäumen an die Sonne. Hierauf taucht man eine Hand voll Zweige in Wasser und beschwert sie mit Steinen und kleinen Ästen, wobei man ein Liedchen singt. Nach dieser Zeremonie soll Regen fallen.

*Schönes Wetter.* — Um zu bewirken, daß der Regen aufhört, werden unter gewissen Worten Steine aufs Feuer gelegt; sind dieselben heiß geworden, so bringt man sie, indem man gewisse Worte spricht, draußen in den Regen. Die Regentropfen, welche auf den Stein fallen, verbrennen sich und es hört auf zu regnen.

Dieselbe Wirkung wird erzielt, wenn man heiße Asche in die Höhe schleudert. Dieses Verfahren nennt man *tar kolkha*.

*Andauernde Hitze.* — Legt sich jemand eine neue Pflanzung an, so kann es vorkommen, daß ein schlechtgesinnter Mensch durch gewisse Worte bewirkt, daß das Wetter lange Zeit trocken bleibt und die Setzlinge verdorren; diese Behexung wird ebenfalls *tar kolkha* oder auch *el o kolkha* genannt.

*Seesturm.* — Um stürmisches Wetter zu verursachen, damit mißliebige Personen auf der See zu Grunde gehen, wird folgendes Mittel angewandt. Man nimmt die Feder eines gewissen Vogels (*ngainglaut*), welche man unter Anwendung von Kalk behext, dann hängt man sie an einem Häuschen auf und zündet ein Feuer darunter an. Beginnt nun die Feder über dem Feuer sich hin und her zu bewegen, so wird die See stürmisch. Will man sie wieder beruhigen, so entfernt man einfach die Feder über dem Feuer. Auch das folgende Mittel kommt zur Anwendung. Man fängt zwei Vögel, reißt jedem eine Feder aus und läßt beide wieder fliegen. Dann bindet man die Federn

an einen Faden mit einem *kangi*-Blatt, befestigt den Faden an einer Angelrute, steckt diese so ans Meeresufer, daß die Federn etwas ins Wasser hängen, und flüstert gewisse Worte darüber. Darauf versteckt sich der Hexenmeister und das Meer wird stürmisch.

### 9. Abergläubische Meinungen.

1. Kommen Leute auf Besuch, so wird an diesem Tage kein Zuckerrohr und *pit* (Saccharum florid.) gepflanzt, da man glaubt, daß sie nicht keimen würden. War am Tage, an dem der Besuch ankam, schon Zuckerrohr oder *pit* gepflanzt, so zieht man einzelne Pflanzen wieder aus, legt sie zu denen, die man stehen ließ, und pflanzt sie am folgenden Tage wieder. Das Instrument, mit welchem man die Löcher zur Aufnahme der Ableger gemacht hat, legt man während der Nacht ins Freie, damit es kalt werde. Ist es Nacht geworden, so nimmt man einen Feuerbrand, wirft ihn auf den Weg, der zur Pflanzung führt, und ruft: „Vorgestern sind Kriegsleute gekommen (man meint damit die Keime der Ableger), und heute ist N. N. (hier wird der Name des Besuches genannt) mit seinen Kriegsleuten angelangt.“

Ein Besuch soll auch Schläfrigkeit auf die Bewohner des Gehöftes bewirken, so zwar, daß sie am hellen Tage einschlafen.

2. Wer eine *kapurik*-Liane durchhaut oder auch nur berührt, dessen Arm soll sich gerade so verdrehen wie die Schlingpflanze.

3. Wenn man die Frucht der *lopakau* (eine Liane mit über kopfgroßer Frucht) berührt, so bekommt man einen Kopf so dick wie die erwähnte Frucht.

4. Wird Essen von einem Feuer auf ein anderes gelegt, so soll derjenige, welcher davon isst, eine Geschwulst bekommen, die *kapen* genannt wird.

5. Wenn man jemand, der zum Fischen geht, verwünscht, z. B. durch folgende Ausdrücke: „Fange Menschenknochen! Fange deine Seele! Fange N. N. (einen Toten)“, so soll das Unternehmen des Verwünschten vereitelt werden.

6. Halten sich die Sulka in der Nähe der Grenzen ihrer Feinde auf, so nennen sie dieselben nicht bei ihrem Namen. Sie glauben nämlich, daß sie durch Aussprechen desselben

die Gaktei sofort heranlocken würden. Befinden sie sich weit von ihrer Heimat, so nennen sie ihre Feinde *o lapsiek* (faule Holzstämme). Sie meinen, daß durch diese Benennung die Glieder der Gaktei schwerfällig würden.

7. Ein Ring um die Sonne (*a vul kaonun*) bedeutet, daß irgendwo jemand umgebracht worden ist. Der Ring ist nichts anderes als das Blut des Erschlagenen, das um die Sonne kreist.

8. Ein Ring um den Mond (*a nik kanan*) bedeutet, daß irgendwo ein Fest gefeiert wird.

9. Wenn Kinder recht lustig sind und lärmern, so erhalten sie Tadel, weil man meint, daß ihr Lärmern Freunde zum Besuch ins Gehöft locken würde.

10. Niest jemand, so hat ihn einer gewarnt.

11. Wassermenschen.

Mehrere Luongang (s. Stämme) leben abgesehen in gewissen Dörfern. Sie verfertigen Fischmasken aus einer Art Pandanus. Die Masken ähneln vollständig einem Fisch. Ist eine Maske fertig und hat den Versuch auf dem Meere ausgehalten, so schlüpft ein Mann rückwärts durch den Rachen hinein. Kalk und Ingwer, die er mit sich genommen, helfen ihm das Eindringen des Wassers zu verhindern. Der *lekal* (so nennt man den Mann in der Maske) schwimmt nun ins Meer und sucht die Leute, die sich ihm nähern, zu töten. Badet z. B. jemand, so schwimmt er heran und schneidet dem Badenden mit einem spitzen Stein die Brust durch und zieht den unteren Teil des Menschen in den Rachen, während er selbst sich nach dem Schwanz hin zurückzieht. Ein Kind wird vom *lekal* nicht durchgeschnitten, sondern bloß getötet und ganz mitgenommen. Hat der *lekal* ein Opfer im Rachen geborgen, so begibt er sich heimwärts, kriecht heraus und sagt zu seinen Landsleuten: „Ich habe den Meinigen getötet, nun geht auch ihr und versucht euer Glück!“ Zum Beweise seiner Aussage zeigt er das mitgebrachte Stück vor, was dann beerdigt wird. Bei starkem Seegang wagt sich der *lekal* nicht ins Meer. Wird er auf seinen Fahrten müde, so begibt er sich ans Ufer, nimmt die Maske auf die Schulter und geht am Strande auf und ab. Kalk und Ingwer machen ihn unsichtbar. Zuweilen kann man

ihm hören, zumal wenn er das Grunzen des Schweines nachahmt. Eine diesbezügliche Anekdote möge hier mitgeteilt werden. Drei Männer Pepen, Tolegam und Pavene fuhren mit dem Kahn aufs Meer. Pepen tauchte nach einem Achtfuß und wurde dabei von einem *lekal* angefallen. Tolegam, der ihn kämpfen sah, glitt sofort ins Wasser hinab, um Pepen beizustehen. Doch der *lekal* hatte ihn, bevor er ganz im Wasser war, schon durchschnitten. Pavene, der noch im Kahne saß und wahrscheinlich den Vorgang nicht bemerkt hatte, packte Tolegam, um ihn wieder in den Kahn zu heben, bemerkte aber zu seinem Schrecken, daß er bloß den halben Tolegam vor sich habe. Er ruderte schnell ans Ufer und erzählte das Unglück. Die Toten wurden beweint und der halbe Körper des Tolegam wurde begraben. Von Pepen aber sah man niemals eine Spur mehr.

Vor langer Zeit lebte ein Sulka, der sein Bild im Wasser beschaute. Da er sich sehr häßlich vorkam, so sprang er ins Meer und lebte seitdem darin. Seine Frau, die ihn mit in die See begleitet hatte, gebar ihm viele Kinder, die sich wieder sehr vermehrt haben. Diese Wasserbewohner nennt man *Rul*. Nimmt man Taro im Kahn auf das Meer mit, so zieht der Geruch die *Rul* an. Kommen sie zum Vorschein, so wirft man ihnen die Taros zu, worauf sie sich wieder entfernen. Denjenigen, die ihnen die Taros abschlagen, durchbohren sie die Kähne, damit letztere untergehen.

### 10. Masken.

Die Sulka haben verschiedene Maskenarten, von welchen eine jede ihr bestimmtes Kostüm und ihre bestimmte Bedeutung hat. Die Masken sind für das weibliche Geschlecht tiefes Geheimnis, das von den Männern sorgfältig gehütet wird. Verrat wird mit dem Tode gestraft. Weiber und Kinder glauben, daß die Masken leibhaftige *o Inkool* seien und Kinder und Weiber verschlingen. Daß die Knaben in die Geheimnisse der Masken eingeweiht werden, ist bereits früher erzählt worden.

Um die Frauen an neugierigen Blicken zu hindern, hat man ihnen die Meinung beigebracht, daß, wenn sie die Masken außer der Zeit ihres

Erscheinens in den Gehöften anschauen, ihre Leibesfrucht verkrüppelt, oder daß sie Zwillinge gebären oder auch, daß sie bald sterben würden. Der Aufenthalt der Masken ist ein im Busch verstecktes Gehöft (*a vererei*), zu dem die Frauen natürlich keinen Zutritt haben. Hier werden die Masken hergestellt und aufbewahrt. Hier ist auch der Ausgangspunkt der Masken, wenn sie sich in die Gehöfte begeben und tanzen.

Die Mutter aller Masken ist eine gewisse Parol, deren Existenz aber nur in der Einbildung der nicht Eingeweihten besteht. Daß die Parol niemals zum Vorschein kommt, wird damit entschuldigt, daß sie beständig an Wunden leidet und infolgedessen das Haus nicht verlassen kann. Alle großen Trommeln fertigt die Parol an, und zwar höhlt sie dieselbe mit den Zähnen aus. Sie frißt, wie sich die Sulka ausdrücken, das Innere des Holzes auf. Deshalb werden auch die Holzstücke, aus denen die Trommeln hergestellt werden sollen, von den Männern gebracht und im Verborgenen ausgehöhlt. Während diese Arbeit vor sich geht, bläst man die *köl*-Instrumente, um die Frauen zu ermahnen, Essen für die Parol und ihre Kinder zu bereiten. Ein Mann trägt dasselbe zur Abendzeit in das *vererei*-Gehöft, wo es von den an der Trommel arbeitenden Leuten verzehrt wird. Ist eine Trommel fertiggestellt, so wird sie mehrere Tage und Nächte hintereinander auf eine bestimmte Weise geschlagen. Wenn die Weiber diese Töne hören, so sagen sie: „Die Parol gebiert die Trommel in ihrem Kopf.“ Später findet dann ein Fest statt, wo die neue Trommel aus Tageslicht kommt und zu ihrer Ehre Männer und Weiber tanzen. — Über die Entstehung der Parol erzählen sich die Sulka folgendes. Eine Frau erblickte eines Tages einen jungen *kurir*-Baum (eine Baumart, deren zarte Blätter gekocht und gegessen werden) an einer Felswand wachsend. Da sie nicht bis zu ihm steigen konnte, band sie ein Steinbeil (*a kom*) an eine Stange und fällte damit das Bäumchen, das in einen am Fuße des Felsens vorbeifließenden Bach fiel. Während sie sich daran machte, die Blätter abzureißen, kam ein Mann und fragte sie, womit sie das Bäumchen umgehauen hätte. Die Frau zeigte ihm das

an der Stange befestigte Beil. Der Mann biß sich vor Verwunderung in die Finger und beschloß die Frau zu ermorden, um in den Besitz des Beiles zu gelangen. Hierauf ersuchte er sie sich zu bücken, um einen Aal, der sich in einem Felsloch befände, herauszuholen. Die Frau gehorchte. Als sie sich bückte, tötete sie der Mann mit einem Schlag ins Genick und begrub sie nachher unter Steinen. Dann nahm er das Steinbeil (in seiner Heimat war es noch unbekannt) und eilte nach Hause. Sein Häuptling beanspruchte es für sich und höhlte eine Trommel damit aus. Die ermordete Frau, der das Steinbeil gehörte, war die Parol.

Alle Masken werden *a hemlant* (= alter Mann) genannt. Die Bezeichnung *a hemlant* führt aber ganz besonders nur eine bestimmte Maskenart mit einem breiten Kopf. Auf jedem Arm trägt sie eine geschnitzte Kinderfigur, einen Knaben und ein Mädchen darstellend. Mittels eines Strickes, an dem der Träger die Maske zieht, kann er diese Figuren auf dem Arme vor und rückwärts bewegen. Die *hemlant*-Maske wird wie die übrigen zuerst im Männerhause grosso modo bearbeitet und später zur Nachtzeit in das *vererei*-Gehöft zur endgültigen Vollendung gebracht. Während dieses vor sich geht, sorgt eine Maskenart *a kaipa* für die Herbeischaffung von Eßwaren. Sie begeben sich bewaffnet in die Pflanzungen, verjagen die dort arbeitenden Weiber, reißen Früchte aus und tragen sie ins *vererei*-Haus. Zuweilen erscheinen die *kaipa*-Masken auch in den Gehöften und werfen ihre Lanzen wie im Zorne und mit aller Wucht gegen die Eingänge der Hütten. Ihr Auftreten verscheucht alle Einwohner. Der *hemlant* kommt bei festlichen Gelegenheiten in die Gehöfte. Seine Begleiter stoßen wilde Rufe aus. Im Gehöfte angelangt, setzt sich der *hemlant* mit gekrümmten Rücken, dann springt er in die Höhe und beginnt zu tanzen, während seine Begleiter dazu singen. Wenn er sich setzt, stößt man die Kinder gegen ihn; dadurch sollen sie groß werden.

Die *sisu*-Masken mit spitzen Köpfen treten sehr oft vor dem *hemlant* auf. Ihre Bewegungen ähneln mehr einem Rennen als einem Tanz.

Die *mongan*-Masken peitschen die Leute durch. Sie tragen, wenn sie in die Gehöfte

kommen, eine Anzahl Ruten. Wer sich durchprügeln lassen will, tritt hervor und hält die Hände über den Kopf. Ein *mongan* stellt sich vor ihn auf und peitscht ihn durch, daß es knallt. Ist seine Rute zersplittert oder zerbrochen, so holt er eine neue hervor. Als Schmerzensgeld erhält der Durchgeprügelte ein Schantuch, eine Lanze oder einen anderen Gegenstand. Die *mongan* geißeln auch die Knaben, wodurch sie, wie bereits erwähnt, sich kräftig entwickeln sollen. Bei dieser Prozedur hält der Vater seinen Sohn etwas in die Höhe vor sich hin. Jeder Rutenstreich trifft auch den Vater mit. Eine ähnliche Sitte besteht auch bei den Bainingern. Der *Tutui* mit seiner angeblichen Frau *Lolisre* treiben vor Festlichkeiten allerhand Kurzweil. Sie kommen in die Gehöfte, um die Leute zu kitzeln, stehlen Trinkgefäße und laufen damit davon.

Die *gitvongol* tanzen, während Männer und Weiber singen und die Handtrommel schlagen. Die *ptek* springen bloß hin und her, während die *krullkan* und *o vuoni* tanzen. Die *lelvong* tanzen mit einer geschnitzten Schlangenfigur über der Maske.

Eine andere Maskenart sind die *tamanmanpoi* oder *tamalmalpai*. Sie haben ein Körbchen mit Zitronen, *o poi*, und Kieselsteinen, *o gul*, unter der Achsel hängen. Sie kommen tanzend in die Gehöfte und werfen Zitronen und Steine auf die Leute, welche inzwischen zu ihren Schilden greifend und tanzend mit denselben die Zitronen und Steine aufzuhalten suchen. Haben die Masken ihre Zitronen und Steine verworfen, so verlassen sie tanzend das Gehöft wieder.

An den Vorabenden von Festen treiben die sogenannten (*o*) *sietam* ihren Unfug. Es sind dies Knaben, Jünglinge und junge Männer, die in den Gehöften herumtanzen, Bäumchen ausreißen, verlassene Häuser abbrechen, an den Hütten herunklopfen und sonstigen Schabernack spielen, wobei sie mit verstellten Stimmen schreien und lärmern. Die Weiber halten die *sietam* für die Kinder der Masken.

## 11. Erzählungen.

Die Sulka besitzen einen reichen Schatz von Erzählungen und Märchen. Sie erzählen sich dieselben nur im Dunkeln oder zur Nacht-

zeit. Würden sie es bei Tage tun, so würde sie der Blitz erschlagen. Es folgen hier einige:

I. In zwei nebeneinander liegenden Ortschaften lebten zwei Brüder gleichen Namens: der eine, Nut-vulan (Nut der Ältere), hatte zwei Frauen und viele Hörige, der andere, Nut-sie (Nut der Jüngere), war unverheiratet. Er lebte bei seiner Großmutter und sein Gehöft zählte nur zehn Bewohner. Eines Morgens stand Nut-sie auf, nahm seinen Fischspeer (*a tupis*) und begab sich auf den Fischfang. Er fing drei *vulaupun*-Fische und machte sich damit auf den Heimweg. Unterwegs begegneten ihm die beiden Frauen seines Bruders. Sie fanden Gefallen an dem schönen jungen Manne und sagten: „Deinem Namensvetter sind seine Taros zu trocken, er schickt uns auf den Krabbenfang.“ Daraufhin überreichte ihnen Nut-sie die Fische, welche er gefangen hatte und sprach: „Da nehmt diese Fische und bereitet sie eurem Manne zu.“ Sie nahmen dieselben und kehrten zurück in ihr Gehöft. Dort gaben sie die Krabben ihrem Manne, verbargen aber die Fische ihres Bruders und aßen sie auf. Einige Tage später, als Nut-vulan mit seinen Leuten arbeitete, schickte er seine Frauen wieder ans Meer, um Krabben zu fangen und Salzwasser zu holen. Nut-sie, der auch zum Fischen gegangen war, traf sie wieder auf dem Heimwege, und wieder gelüstete es die beiden nach dem jungen Manne. Er fragte sie: „Habt ihr meinem Namensvetter die Fische gegeben?“ Sie bejahten es, worauf er ihnen wieder ein Geschenk von Fischen für seinen Bruder mitgab. Auch in der Folge trafen sich die Frauen mit dem jungen Manne noch zu wiederholten Malen. Eines Tages, als Nut-vulan wieder mit seinen Leuten in der Pflanzung beschäftigt war, schickte er seine Frauen abermals auf den Krabbenfang. Auch Nut-sie fand sich wieder ein. Bei seinem Anblick entbrannten die Frauen noch mehr als früher von unreiner Lust zu ihm und entblößten sich, damit auch er nach ihnen verlange. Er betrachtete sie, umarmte die erste und mißbrauchte sie, dann umarmte er auch die andere und mißbrauchte sie ebenfalls. Hierauf machte er ein Zeichen an dem Geschlechtsteile der zweiten und sagte zu ihr: „Mache dein Kleid immer schön zurecht, damit niemand

die Zeichnung sieht.“ Sie kleidete sich von nun an immer gut und hütete sich, sich zu entblößen. Ihr Gebahren fiel ihrem Manne auf. Er dachte bei sich: Was ist das doch mit meiner zweiten Frau? Früher nahm sie es nicht so genau mit ihrer Bekleidung. Sie legte sie ab gleich den anderen Frauen, jetzt aber bleibt sie bedeckt.“ Um ihre Wohnung war ein Zaun. Einmal, als sie über den Zaun stieg und ihr Kleid sich öffnete, bemerkte der Mann die Zeichnung. Und sofort hatte er das Geheimnis erraten. Um sich jedoch dessen noch mehr zu vergewissern, ließ er einen Kahn bauen und sandte seine Frauen und einige seiner Leute damit aufs Meer. Er selbst blieb am Ufer stehen, um die Zeichnung an seiner zweiten Frau noch einmal schauen zu können. Unter dem Vorwand, ein Sturm käme heran, ließ er den Kahn sofort wieder landen. Dann gab er Befehl, weißliche Kokosnüsse und neue, noch nicht bemalte Lendentücher herbeizuholen. Nachdem sich alle seine Leute um ihn gesammelt hatten, gab er jedem eine Nuß und ein Kleid mit dem Auftrag, beide mit einer Zeichnung zu versehen und ihm dieselben dann wieder einzuhändigen. Auch Nut-sie erhielt ein Kleid und eine Kokosnuß. Seine Arbeit fiel schlecht aus. Nut-vulan betrachtete alle Zeichnungen, doch ähnelte keine derjenigen, die er an seiner Frau beobachtet hatte. Da er seinen Bruder im Verdacht hatte, der Urheber der Zeichnung zu sein, so hieß er ihm eine weitere anfertigen. Nut-vulan fand sie vollständig mit der an seiner Frau beobachteten übereinstimmend. Es war also unzweifelhaft, seine Frau war von seinem Bruder Nut-sie entehrt worden. Nut-vulan rüstete sofort zum Kriege. Seine Leute verfertigten Lanzen und Schilde. Auch Nut-sie bewaffnete sich. Seine Schilde waren schön bemalt, die Ränder eingesäumt und in der Mitte des Schildes war ein Griff angebracht. Nut-vulan und seine Leute verstanden ihre Waffen nicht so schön zu machen. Die Schilde waren plump und ohne Griff. Man mußte sie an den Seiten aufassen und festhalten.

Tamus, die Großmutter der beiden Brüder, weinte, als der Krieg erklärt wurde, und sagte: „Nut-vulan wird mit seinen Leuten kommen und uns bekriegen.“ Nut-sie erwiderte mit

Mut: „Laß sie nur kommen, wir werden uns schon schlagen.“ Die Alte bezauberte dann Kalk und rief Nut-sies Krieger damit ein. Dann sagte Nut-sie zu seinen Leuten: „Wir bleiben hier in den Hütten und erwarten da den Feind. Es entferne sich niemand. Rückt dann der Feind ins Gehöft und gehe ich ihm entgegen, so folgt mir alle. Halten wir uns aber zusammen.“ Bald darauf erschien der Feind. Nut-sie trat aus dem Hause und tanzte, seinen Schild schwingend, vor den Hütten. Als Nut-vulan den Schild seines Bruders erblickte, staunte er über dessen Pracht, wandte sich zu seinen Leuten und beschimpfte sie: „Seht nur den Schild meines Bruders an, sprach er, wie herrlich er ist, die eurigen sind kunstlos, ihr versteht keine Waffen anzufertigen.“ Währenddessen stellten sich Nut-sies Leute zum Kampf auf. Sie bliesen den Feinden Kalk entgegen, worauf der Kampf begann. Er endete mit der völligen Niederlage der Angreifer. Nut-vulan allein rettete sein Leben durch die Flucht. Die Sieger besahen sich nun die Schilde der Erschlagenen und lachten, weil sie so roh und unzweckmäßig gearbeitet waren. Nut-sie rief seinem fliehenden Bruder spöttisch nach „Geh und bringe neue Krieger.“

Nut-vulan sammelte tatsächlich neue Krieger und zog wieder gegen seinen Bruder. Doch auch diesmal unterlag er wieder und entkam allein dem Blutbad. Am darauffolgenden Morgen stand Nut-sie auf und stieg auf einen *vanga*-Baum mit tief herabhängenden Ästen. Sich nach allen Richtungen hinwendend, überschaute er das ganze Land. Hierauf begab er sich wieder nach Hause und sprach zu seiner Großmutter und zu seinen Leuten: „Ziehen wir fort von hier und suchen wir uns eine neue Heimat.“ Und sofort machten sie sich zur Abreise bereit, holten Taros und Bananen herbei, banden die Schweine und legten alles bei dem *vanga*-Baum nieder. Tags darauf zogen sie fort und kamen in ein schönes Land und ließen sich daselbst nieder.

Nun gedachte Nut-sie sich mit der zweiten Frau seines Bruders, deretwegen der Streit zwischen ihm und seinem Bruder entstanden war, zu verheiraten. Er machte sich einen großen Vogel aus Holz, dessen Inneres hohl

war. Nut-sie kroch hinein und flog damit auf. Sein Flügelschlag glich dem Brausen des Windes, so daß durch seine Wucht Baumkronen abgebrochen wurden. Er flog sehr hoch und erblickte von oben herab die Pflanzung seines Bruders. Dann senkte er sich nieder zur Erde und sagte zu seiner Großmutter: „Von oben herab habe ich die Pflanzung meines Bruders gesehen, ich will zu ihm fliegen und mir seine zweite Frau holen.“ Die Großmutter erwiderte: „Nimm dich in acht! Fliege nicht nahe am Boden und setze dich nicht auf niedrige Bäume, damit dein Bruder dich nicht tötet.“ Darauf flog Nut-sie davon. Nut-vulan war gerade mit seinen Leuten an der Arbeit, als sein Bruder plötzlich herankam. Er brauste so heftig heran, daß Bananenstämme umfielen und die Leute vor Schrecken zu Boden stürzten. Nut-vulan, seinen Bruder erkennend, rief: „Oh, ich kenne dich, ich habe von dir geträumt, du kommst, um mir meine Frau zu rauben.“ Nut-sie stürzte sich auf die Frau, ergriff sie bei der Hand und erhob sich mit ihr in die Lüfte. Sie war anfangs sehr bange, doch beruhigte sie sich bald, als sie bei seiner Großmutter anlangte. Sie wurde nun seine Frau und schenkte ihm viele Kinder.

Tamus schuf das Meer. Anfangs wollte sie es vor den Menschen verbergen und legte zu diesem Zwecke einen großen Stein darauf. Ihre Enkel aßen gerne von dem Essen, das sie ihnen zubereitete. Sie goß nämlich Seewasser darüber und keiner wußte, woher sie dieses nahm. Eines Tages beobachteten sie, wie Tamus Salzwasser schöpfte. Als sie sich umdrehte und sich wieder zum Gehen anschickte, erblickte sie ihre Enkel. Sie erschrak sehr und sprach: „Das Meer wird uns jetzt alle umbringen.“ Und sofort floß das Meer nach allen Seiten hin auseinander und Inseln tauchten aus demselben empor.

II. In einer Ortschaft lebten zwei *mokpelpel*: Kannameing und seine Frau Lelmul, die Menschen fraßen. Da die Leute fürchteten, sie würden mit der Zeit alle aufgefressen werden, so beschlossen sie auszuwandern. Sie bestiegen ihre Kähne und fuhren weg. Eine Frau, namens Tamus, die hochschwanger war, wollte auch mit ihren Landsleuten in die Fremde ziehen.

Es nahm sie aber niemand mit. Sie klammerte sich an einem Kahn fest, doch man stieß sie fort und rief ihr zu: „Du wirst uns auf der Reise nur zur Last fallen, denn die Zeit deiner Niederkunft ist sehr nahe.“ Traurig schwamm sie ans Ufer zurück und baute sich im hohen Gras eine kleine Hütte. Hier gebar sie einen Sohn. Als er größer war, ließ sie ihn in der Hütte, während sie in der Nähe arbeitete. Sie gebot ihm, ja nicht zu sprechen oder zu lachen, damit die beiden *mokpelpel* ihn nicht hörten und kämen, um ihn aufzufressen.

Eines Tages, als Tamus wieder zur Arbeit gegangen war, hatte sie ihrem Sohne eine Drazäne zum Spielen gegeben. Der Knabe betrachtete sie eine Weile und sprach dann für sich hin: „Was soll ich jetzt aus dieser Pflanze schaffen, meinen Bruder oder meinen Vetter?“ Bei diesen Worten hielt er die Drazäne hinter sich auf den Rücken. Nun fühlte er plötzlich, daß ihm etwas an den Händen kratzte. Er schaute sich um und gewahrte einen schönen Knaben hinter sich. Beide sahen sich anfangs verlegen an, dann begannen sie miteinander zu sprechen. Als die Mutter das Gespräch vernahm, dachte sie, ihr Sohn spräche mit sich selbst und sagte deshalb: „Sei doch still, sonst kommen die beiden *mokpelpel* und verschlingen uns.“ Er nannte seinen Vetter „Pupal“, so hieß auch die Drazänenart, aus welcher er hervorgekommen war. Pupal sollte sich verstecken, damit ihn Tamus nicht erblicke. Er ging zu ihr hinaus und sagte: „Mutter, ich will eine Scheidewand in unserer Hütte machen, du kannst dann in einem Teile der Hütte wohnen, während ich den anderen Teil bewohne.“ „Tu es,“ erwiderte seine Mutter. Die beiden Knaben trennten also die Hütte ab. Hierauf erschien Tamus' Sohn wieder und sagte: „Mutter, ich habe Hunger, gib mir doch Zuckerrohr und Bananen.“ Die Mutter brachte das Gewünschte. Als die beiden Knaben das Zuckerrohr kauten und die Mutter das viele Schlürfen hörte, sagte sie: „Mein Sohn, wer ist denn noch bei dir? Ich höre ja so stark schlürfen?“ „Ich bin allein, Mutter, und ich allein schlürfe so sehr“, antwortete er. Auch wenn beide tranken, vernahm die Mutter ein außergewöhnliches Glucksen. Ihr Sohn beteuerte immer, daß er allein es

hervorbrächte. So verging einige Zeit, ohne daß die Mutter von der Anwesenheit des Pupal etwas wußte. Auf seine Bitte erlaubte die Mutter ihrem Sohne, eine Pflanzung anzulegen. Bei dieser Arbeit konnten beide nach Herzenslust sprechen und lachen. Als einmal Tamus Essen in die Pflanzung trug, erblickte sie zu ihrem großen Erstaunen den schönen Knaben. Verwundert fragte sie: „Wer ist dieser und woher kommt er?“ Ihr Sohn antwortete: „Mutter, erinnerst du dich noch an die Pupal-drazäne, welche du mir früher einmal zum Spielen gegeben hast? Aus derselben ist dieser schöne Jüngling hervorgegangen.“ Die Mutter war voll Freude und von nun an lebten alle drei in Freuden.

Tamus war jedoch bange, die zwei *mokpelpel* möchten erscheinen und die beiden Knaben auffressen. Sie sagte deshalb: „Meine Kinder, sprecht doch ja nicht laut, ich fürchte, die zwei Menschenfresser kommen uns zu verschlingen.“ „Habe keine Angst,“ antworteten die Knaben, „wir schlagen sie tot, wenn sie sich zu uns wagen.“ Tamus staunte über ihren vermessenen Mut und machte sich noch mehr Sorgen. Die beiden Knaben beschlossen tatsächlich, die beiden *mokpelpel* zu töten und trafen im Geheimen alle nötigen Vorkehrungen zum Morde.

Zuerst bauten sie ein Wohnhaus (*a rik*) für Tamus und ein Männerhaus (*a ngaulu*) für sich; dann verfertigten sie Schild und Lanzen und übten sich im Speerwerfen. Die ersten Schilde, die sie machten, waren zu leicht, sie suchten deshalb nach einem härteren Holze und zwar wählten sie das *guip*-Holz. Sie machten nun viele Schilde und hängten sie im Hause auf. Dann fällten sie *msa*-Bäume und führten damit eine Barrikade vor dem Eingang in das Gehölfe auf. Nach Fertigstellung derselben machten sie sehr heißes Wetter, so daß die Rinde an den Holzpfehlern der Barrikade sehr trocken wurde. Darauf machten sie Regen und die *msa*-Rinde wurde davon sehr schlüpferig. Tamus konnte sich dies alles nicht erklären und fragte deshalb, was es bezwecke. Sie antworteten, sie wollten die beiden *mokpelpel* umbringen. Tamus wurde sehr traurig und sagte warnend: „Meine Kinder, reizt doch die beiden nicht!“ Pupal erwiderte: „Laß sie nur kommen, wir

werden schon mit ihnen fertig werden.“ Als alle Vorbereitungen getroffen waren, stiegen die beiden Jünglinge in eine Schaukel, die sie sich auf einem Baume in der Nähe ihres Gehöftes gemacht hatten. Während sie schaukelten, riefen sie, so laut sie konnten: „Oh Kanmameing und Lelmul oh! wo steckt ihr denn? Wir sind hier, kommt und freßt uns.“ Tamus zitterte vor Angst. Lelmul, die in ihrem Gehöfte arbeitete, hörte das Rufen zuerst. Sie benachrichtigte ihren Mann und sagte: „Hörst du nicht, wie da drüben zwei nach uns rufen? Wer mögen sie wohl sein, wir haben doch alle Einwohner aufgefressen?“ Kanmameing nahm zwei Eberhauer, steckte sich dieselben in den Mund und schlug den Weg zu den Rufenden ein. Den Pfad bahnte er sich mit den Hauern. Lelmul folgte.

Pupal sagte unterdessen zum Sohne der Tamus: „Bleibe du in der Schaukel und rufe weiter.“ Er selbst verließ die Schaukel, nahm Speere und stellte sich auf die Lauer. Als die beiden Ungeheuer näher rückten, rief Pupal seinem Vetter in der Schaukel zu: „Komm schnell herab, sie sind da, mache du dich über das Weib her, ich versuche es mit dem Mann.“ Als die *mokpelpel* die Barrikade erklettern wollten, rutschten sie aus und fielen herab. Beim Fallen zog Kanmameing ein Stück Holz herab, das auf ihn fiel. Pupal stellte sich ihm sofort entgegen. Kanmameing sprang auf und suchte ihn mit seinen Hauern zu treffen. Pupal schlüpfte ihm aber zwischen den Beinen durch und stellte sich wieder kampfbereit. Tamus' Sohn hatte unterdessen seinen Speer nach Lelmul geworfen und durchbohrte sie. Da sie noch Leben in sich zeigte, wollte er ihr den Garaus machen, doch Pupal rief ihn voll Angst zu Hilfe: „Laß ab von ihr und hilf mir zuerst!“ Im Nu war er bei ihm und beide warfen nun ihren Speer nach dem Menschenfresser. Es bedurfte noch manchen Speeres, bis der Wilde endlich zu Boden fiel. Unter allerlei Schimpfreden wurde den beiden Sterbenden der Garaus gemacht. Ihre Leiber wurden zerstückelt; dann riefen die Sieger Tamus herbei und sagten: „Komm und sieh dir die beiden *mokpelpel* an, beide sind tot.“ — Tamus kam herbei und freute sich mit ihren Kindern

über den Tod ihrer Feinde. Nun wurde ein Feuer angemacht und die zerstückelten Leichen verbrannt. Die Brüste der Lelmul schnitten sie aber ab, legten sie in eine Kokosshale und brachten dieselbe ins Meer, stießen sie ab und sagten: „Geh zu den Leuten, die von hier fortgezogen sind, und wenn diese fragen: haben die *mokpelpel* Tamus umgebracht und sind dies ihre Brüste? so bleibe auf dem Wasser schwimmen. Fragen sie aber so: „Hat Tamus vielleicht einen Sohn geboren und hat dieser etwa die *mokpelpel* umgebracht und sind dies hier die Brüste der Lelmul, so gehe gleich unter.“

Die Kokosshale schwamm fort und gelangte zu den Leuten, die vor Jahren aus Furcht vor den *mokpelpel* ausgewandert waren. Diese erblickten alsbald die Schale mit den Brüsten und fragten sie: „Haben die *mokpelpel* Tamus umgebracht und sind dies hier ihre Brüste?“ Die Kokosshale machte ein Zeichen der Verneinung und blieb auf dem Wasser. Nun fragten die Leute wieder: „Hat Tamus einen Sohn geboren und hat dieser die *mokpelpel* umgebracht und schickt er hier die Brüste der Lelmul?“ Sofort ging die Schale unter. Die Leute jubelten auf und riefen: „Die zwei Ungeheuer sind tot! Kehren wir in unsere Heimat zurück.“ Sie bereiteten sich zur Abfahrt und ruderten heimwärts. Als sie aber landen wollten, widersetzten sich Pupal und sein Vetter. Letztere bekämpften sie mit der Schleuder und der Sohn der Tamus rief: „Früher habt ihr meine Mutter nicht mit euch nehmen wollen, weil sie hochschwanger war, ihr habt sie von euch gestoßen, jetzt nehmen wir euch auch nicht auf, geht dahin, wo ihr hergekommen seid.“ Die Auswanderer ließen sich jedoch nicht abweisen; der Sohn der Tamus gab alsdann seine Rache Gedanken auf und gestattete ihnen, ans Land zu gehen. Alle lebten nun friedlich miteinander in der alten Heimat.

III. In einem Orte lebten zwei Brüder. Der jüngere war sehr geschickt, verstand Zauberei und konnte sich in einen Kakadu verwandeln; der ältere dagegen war ein Prahlschamane, verstand aber in Wirklichkeit nichts. Nicht weit von ihrer Heimat hauste ein altes *mokpelpel*-Ehepaar. Die Hütte desselben stand am

Füße eines Kokosbaumes. Sie besaßen ein großes Schwein.

Eines Tages entästete Vlaccus (Kakadu), der jüngere Bruder, einen Baum. Darauf verwandelte er sich in einen Kakadu und rief: Käk, käk, käk und flog geradewegs auf den Kokosbaum, unter dem die Hütte der *mokpelpel* stand. Dort brach er eine Nuß ab und ließ sie auf die Hütte herabfallen. Die Nuß schlug durch das Dach und rollte durch die Hütte. Die alte Frau sagte zu ihrem fast blinden und schon läppischen Mann: „Da ist ein Kakadu auf der Kokospalme, geh hinaus und jag' ihn fort.“ Der Alte trat aus der Hütte, schlug an den Baum und klätschte in die Hände; dann begab er sich wieder in die Hütte und sagte: „Er ist fortgeflogen.“ Dem war jedoch nicht so. Der Kakadu saß noch oben. Er biß wieder eine Nuß ab und warf sie auf die Hütte. Auch diesmal schlug die Nuß durch. Die Alte wurde nun böse und schickte ihren Mann aufs neue hinaus. Der Alte tat wie das vorige Mal, kam wieder zurück und sagte: „Jetzt ist er aber weggeflogen.“ Allein es dauerte nicht lange und es fiel abermals eine Nuß durch das Dach. Wütend sprang nun die Alte auf, beschimpfte ihren Mann und sprach: „Du alter Kerl, du siehst ja gar nichts mehr, der Kakadu sitzt noch immer droben.“ Nach diesen Worten stürzte sie hinaus in den Hofraum, schaute in die Höhe und erblickte anstatt eines Kakadus einen jungen Mann. Sie rief ihren Mann heraus und sagte: „Das ist kein Kakadu da oben auf der Palme, das ist ein Mensch. Steig hinauf und hole ihn herunter, wir wollen ihn verspeisen.“ Der Alte kletterte mühsam hinauf; als er aber die Hand nach Vlaccus ausstreckte, trat ihm dieser auf den Kopf und stieß ihn hinab, indem er dem Weibe zurief: „Da hast du einen, den friß auf.“ Das Weib stürzte in ihrer Wut auf den Fallenden und verschlang ihn, ohne zu ahnen, wer es sei. Vlaccus rief ihr dann zu: „Du hast ja deinen eigenen Mann verschlungen.“ Hierauf verwandelte er sich wieder in einen Kakadu und schrie: käk, käk. Er nahm auch einige Kokosnüsse und flog zurück in sein Gehöft. Dort schabte er die Kerne der Nüsse in Taroblätter und begann sie zu essen. Sein Bruder kam dazu

und fragte ihn, was er da habe. Er gab ihm etwas davon. Vlaccus erzählte ihm nun sein Abenteuer mit der *mokpelpel* und wie er zu den Kokos gekommen sei. Nachdem er seine Erzählung beendet hatte, sagte er: „Wenn du es gewesen wärest, dich hätten sie umgebracht.“ „Wer fürchtet wohl deine *mokpelpel*“, erwiderte sein Bruder. „Gut“, antwortete Vlaccus, „geh und versuche es einmal.“ „Morgen schon will ich es wagen“, entgegnete der ältere. Am andern Morgen machte er sich wirklich auf den Weg der *mokpelpel*. Er schlich sich an die Kokospalme heran und kletterte hinauf. Sein Bruder, der ihn zärtlich liebte und wußte, welcher Gefahr er sich aussetzte, lief in den Busch und rief mit seiner Handtrommel Hunde, Wildschweine, Kängurus, beißende Ameisen und andere Tiere zusammen, und führte sie in die Nähe der Hütte der *mokpelpel*, wo er sich mit ihnen versteckte. Mittlerweile hatte sein Bruder auf der Palme eine Nuß abgedreht und hinuntergeworfen. Die *mokpelpel* schaute empor, erblickte ihn und rief: „Bist du noch da, ich meinte, du wärest fort! Warte nur, ich hole dich herunter und verzehre dich.“ Sie glaubte, es wäre Vlaccus. Der auf dem Baume antwortete: „Komm nur herauf, ich werfe dich schon herunter.“ Die Alte kletterte sogleich hinauf, erfaßte seinen Fuß und zog ihn mit sich. Alles Sträuben half nichts, er war ihr nicht gewachsen.

Unten angelangt, entspann sich ein Kampf auf Leben und Tod. Vlaccus' Bruder ermattete immer mehr. Als er nahe daran war, von der alten *mokpelpel* überwunden zu werden, trat sein jüngerer Bruder aus seinem Verstecke hervor, trommelte und sofort stürzten alle Tiere, die er vorher zusammengerufen hatte, auf die *mokpelpel*, die sich rasch aus dem Staube machte. „Siehst du“, sagte Vlaccus zu seinem am ganzen Leibe zitternden Bruder, „wäre ich nicht schnell gekommen, so hätte sie dich verschlungen.“ „Oh“, erwiderte jener, „ich wäre mit ihr schon noch fertig geworden; bemerktest du nicht, was sie vor Angst getan hat?“ Dabei deutete er auf sich selbst und meinte, sie hätte ja auch gezittert. Hierauf eigneten sie sich die Schätze der beiden *mokpelpel* an. Sie banden das große Schwein fest und trugen es nach Hause.

IV. Es lebte einmal ein Knabe namens Loel, der hatte eine große Wunde. Seine Mutter war schon längst tot. Er lebte im Gehöft seines Vaters, der sich wieder verheiratet hatte. Die Stiefmutter war, wie sein Vater, sehr geizig. Sie gab dem armen Knaben nichts zu essen. Er mußte sein Essen selbst suchen und doch war er krank und konnte nicht gehen. Oft, wenn seine Eltern aßen, bat er sie, sie möchten ihm doch auch etwas zukommen lassen; allein vergebens. Bat er seinen Vater, so erhielt er zur Antwort: „Deine Mutter gebe dir etwas!“ Und bat er seine Stiefmutter, so antwortete man ihm spöttisch: „Dein Vater gebe dir etwas!“ Und so ging es alle Tage. Weder Bitten noch Tränen vermochten das Herz seiner Eltern zu erweichen.

Eines Tages nun hatte Loel Vogelleim gelegt, mehrere Vögel gefangen und sich dieselben gekocht. Seine Eltern hatten schon früher gegessen und ihm auf seine Bitte, etwas zu erhalten, dieselbe spöttische Antwort gegeben. Als er seine Vögel verzehrte, setzten sich seine Eltern zu ihm. Sein Vater bat ihn also: „Mein Sohn, für den ich mich stets abgeplagt habe, um dich zu ernähren, gib mir doch etwas von deinen Vögeln.“ Er antwortete: „Deine Frau gebe dir etwas!“ Nun kam auch die Stiefmutter und bat ihn: „Mein Sohn“, sprach sie, „ich habe dich groß gezogen, gib mir etwas von deinen Vögeln!“ Doch der Knabe antwortete nur: „Dein Mann gebe dir etwas!“

Seine Eltern erzürnten sich sehr über ihn wegen dieser Antwort. Sie eilten zum Teufel und baten ihn, er möchte Loel auffressen. Dieser saß gerade auf einer Bank und ahnte nichts Böses, als plötzlich eine Wanze kam und ihn biß. Er fuhr zusammen, stieß zornig ein Schimpfwort aus und drehte sich um, um zu sehen, was ihn gebissen hätte. Doch wie erstaunte er, als er eine Wanze erblickte, die ihn also anredete: „Warum bist du so zornig und warum beschimpfst du mich? Höre, was ich dir sage: „dein Vater und deine Mutter holen den Teufel, damit er dich auffresse“. Hierauf verschwand die Wanze wieder.

Der kleine Loel war über die Drohung seiner Eltern nicht erschrocken, denn er konnte sich in eine Heuschrecke (*loel*) verwandeln.

Er tat es sofort, fraß sich ein Loch in ein Stück Holz und schlüpfte hinein.

Nach einiger Zeit kamen seine Eltern mit dem Teufel wirklich an. Sie suchten nach Loel, fanden ihn aber nicht. Sie riefen: „Loel, wo bist du?“ „Hier bin ich“, rief er. Sie suchten das ganze Haus ab; auch das Stück Holz, worin er verborgen war, hatten sie angefaßt und sogar hinaus in den Hofraum geworfen, ohne ihn jedoch zu sehen. Sie riefen wieder: „Loel, wo bist du?“ „Hier bin ich“, antwortete er auch diesmal. Erstaunt suchten sie nun draußen alles ab, jedoch mit demselben Mißerfolg. Der Teufel, voll Wut, daß ihn die beiden zum besten hielten, stürzte auf die lieblosen Eltern und fraß sie auf.

V. Es hat eine Zeit gegeben, wo die Sulka das Feuer nicht gekannt haben. Sie aßen die Feldfrüchte roh. Auch die Nacht, die Grillen, die nachts zirpen, sowie der Klettervogel (*Philemon coquerelli*), der den kommenden Tag verkündet, waren nicht immer bekannt.

Eines Tages entästete ein Mann namens Emakong einen Baum, der am Ufer des Makongflusses stand. Bei dieser Arbeit fiel ihm sein *kienho* (ein Schmuckgegenstand) ins Wasser. Er stieg vom Baum herab, legte sein Steinbeil und seinen Lendenschurz ans Ufer, sprang ins Wasser und tauchte nach seinem Schmuck. Als er auf den Grund des Bodens gekommen war, sah er sich plötzlich in ein Gehöft versetzt. Es kamen viele Leute herbei, um ihn zu betrachten. Einer derselben fragte ihn nach seinem Namen. Er sagte, daß er Emakong heiße. „Oh“, antwortete jener, „dann bist du ja mein Namensvetter, ich heiße auch Emakong.“ Darauf führte er ihn mit sich in sein Gehöft, wo er ihm ein neues Lendentuch gab. Groß war das Erstaunen Emakongs, als er hier zum erstemal Feuer brennen sah. Er fürchtete sich davor. Als man ihm gebratene Bananen und Taro brachte, wollte er zuerst nicht davon essen, doch als er sie gekostet und sie ihm geschmeckt hatten, aß er furchtlos davon. Als es Abend wurde und mit dem Eintritt der Dunkelheit auch die Grillen anfangen zu zirpen, hatte er große Angst. Er meinte, er müßte sterben. Seine Furcht stieg aber aufs höchste, als von überall her ein Knallen hörbar wurde und die

Leute sich alle in Schlangen verwandelten, um sich schlafen zu legen. Doch sein Namensvetter beruhigte ihn, indem er sagte, er solle nur ja keine Angst haben, es sei nun einmal so Brauch bei ihnen; bald würde es wieder Tag werden und die Schlangen würden wieder zu Menschen. Als er dies gesagt hatte, gab auch er einen Knall von sich und wurde zur Schlange. Emakong war nun der einzige Mensch unter den Schlangen.

Als die Klettervögel schrien, erwachte auch er und sah, wie die Nacht dem Tage wich. Bald begann nun wieder ein Knallen und die Schlangen wurden wieder zu Menschen. Emakongs Namensvetter wickelte dann die Nacht, etwas Feuer und wenige Klettervögel nebst etlichen Grillen in frische Blätter und gab sie ihm, damit er sie zu Hause vorzeige. Emakong

erhob sich aus dem Wasser, stieg ans Ufer und legte sofort Feuer an ein Grasfeld. Als seine Landsleute die Flammen sahen und das Prasseln hörten, liefen sie alle erschreckt zusammen. Emakong, von dem man glaubte, er wäre ertrunken, erzählte nun seine Erlebnisse und erklärte den Leuten den Gebrauch des Feuers. Abends wurde es Nacht, die Grillen zirpten und in der Frühe schlugen die Klettervögel. Die Leute hatten anfangs große Angst, doch gewöhnten sie sich bald daran.

VI. Vom Monde erzählen die Sulka, daß früher er gerade so heiß wie die Sonne brannte. Später kam einmal ein Vogel (*a vit*), nahm Schlamm, flog damit in die Höhe und schleuderte dem Mond denselben ins Gesicht. Darauf verfinsterte er sich etwas und nun scheint er nicht mehr so hell.